



An Eickelmann  
Stahlw. Büro

# WESTFALENHÜTTE

NUR FÜR WERKSANGEHÖRIGE

11. JAHRGANG • NUMMER 10

OKTOBER 1959

POSTVERLAGSORT DORTMUND

# WESTFALENHÜTTE

Werkzeitschrift der

Hoesch-Westfalenhütte AG, Dortmund

11. Jahrgang - Nr. 10 - Oktober 1959

## Aus dem Inhalt:

Die beinahe feindlichen Brüder  
„documenta II“ in Kassel  
Geld richtig anlegen  
Zur Reform der Krankenversicherung  
Unsere Vertrauensleute  
Ein Hüttenwerk ist keine Bienenweide  
Hunde mit Leistungszeugnis  
Gut Schuß!  
50 Jahre Julius Schmiedhofer  
Unsere offene Tür  
Verbesserungsvorschlag  
Unsere Ehrentafel  
Wir kommentieren  
Technik und Produktion  
Blick in die Presse  
Unser Briefkasten  
Das interessiert die Frau  
Unsere Mode  
Sommerfest in Kirchderne  
Neue Bücher der Büchergilde  
„Ebenholz-Prinzeßchen“ wird Industriekaufmann  
Laternen leuchteten den Herbst ein  
Max Barthel  
Krüsel und Latüchten  
Vom Urlaub zurück  
Flevoland  
Das Rätsel  
Kurz gelacht  
Der Hüttenkicker

Herausgeber: Hoesch-Westfalenhütte AG,  
Dortmund;

verantwortlich:

Arbeitsdirektor Alfred Berndsén,  
Dortmund, Eberhardstraße 12

Chefredakteur: Johannes Holschen

Allgemeiner Teil: Walter Behrendt  
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Expedition: Pressestelle,  
Dortmund, Stahlwerkstraße 119

Gen. v. Wi.-Min. NRW. 7100/III 775 v. 18. 2. 1949

Druck: Westfalendruck, Dortmund

Auflage: 20 000

Nachdruck gern erlaubt, doch bitten wir,  
vor dem Abdruck die Redaktion zu verständigen.  
Die Veröffentlichungen stellen nicht in jedem  
Falle die offizielle Meinung von Vorstand, Betriebsvertretung und Redaktion dar. Gezeichnete  
Artikel äußern im allgemeinen nur die persönliche  
Auffassung des Verfassers. Die pressegesetzliche  
Verantwortung für alle Veröffentlichungen wird  
voll übernommen.

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

## Die beinahe

## feindlichen Brüder

Ein Büroangestellter ist bekanntlich ein Mann, der zu jedem ehrlichen Handwerk zu ungeschickt ist, weil er mit fünf Daumen an der rechten Hand geboren wurde. Man kann ihm daher kein gutes Werkzeug anvertrauen, höchstens einen Federhalter, denn damit kann er ja nicht allzuviel Unheil anrichten.

Dagegen ist der Arbeiter ein Mann, der in der Schule nicht ganz mitkam, nur mühsam seinen Namen schreiben kann und daher am besten mit Hammer, Schippe oder Spitzhacke bewaffnet wird, denn damit kann er ja ... (siehe oben!).

So will es die altehrwürdige und schafsdämliche Einteilung der Menschen in Pechschwarze und Schneeweiße, Kluge und Dumme, Einfache und Bessere. (Sie wissen doch, „besser“ ist für die, denen „gut“ nicht ausreicht. Daher das „bessere Mädchen“ für den Haushalt und der „bessere Herr“ für die Ehe.)

Glücklicherweise geht die Welt von Vor- und Fehlurteilen nicht unter, sonst wäre

schon längst nichts mehr von ihr übrig. Aber das geht nur so lange gut, wie ein jeder in seinem Ställchen sitzt und nur seinen eigenen Trost zu gehen braucht. Dann kommt halt mal der Tag, wo

### der Herr Geistesathlet

vom Schicksal, von seiner Frau oder sonst einem Vorgesetzten ersucht wird, einen Hasenstall zu bauen oder einen Garten umzugraben oder — im Ernstfall — unter allen Umständen eine Notbrücke zu bauen. Nun steht er da, und sein Genie hilft ihm nichts. Er faßt die Axt falsch an und kriegt erstmal ein paar vorläufige Blasen auf die rechte Vorderhand, die linke folgt. Beim Aufladen vergißt er leider die einst mühsam erlernte Anwendung aller Hebelgesetze und wuchtet praktisch die doppelte Last, weil er das Gewicht verkehrt lagert, sein eigenes und das auf der Schippe. Doch während er schuffet, rundet sich unmerklich sein Weltbild etwas ab; es geht ihm nämlich ein Seifensieder auf, und er erkennt, daß der Mensch nicht nur aus Haupt

mit Geniefüllung besteht, sondern zusätzlich aus einem ziemlich lange vernachlässigten Rückgrat, das jetzt saumäßig schmerzt, aus zwei Händen, mit denen kein Staat mehr zu machen ist, und aus einem Paar Füße mit sogenannter Ballonbereifung, die am liebsten selbständig davonlaufen möchten.

Fernab, aber immer noch nahe genug zum Zugucken, steht

### der Herr Kollege vom praktischen Dienst

und feixt, bevor er helfend eingreift. Aber keine Angst, auch für den kommt ein Tag ... Denn er bekommt einmal so einen blödsinnigen Brief von denen da droben beim Magistrat, oder noch weiter droben vom Gericht, oder wie einst nach den tausend Jahren einen achtseitigen Fragebogen. Den liest er dreimal, aber es klingt immer noch wie Chinesisch. Also nach bewährtem Rezept erstmal liegenlassen, weil viele Dinge angeblich vom Liegenlassen besser werden. Der Schrieb kommt zur Nachreife in die Schublade. Doch Termine haben es in sich und rücken unerbitlich näher, zehnmals schneller als der Erste oder Weihnachten oder Aufbesserung. Und dann ist es soweit. Ein Mann kämpft einen harten Kampf mit seinem Stolz, auch Charakter oder Dickkopf genannt, bezwingt denselben und macht sich auf den Weg nach Kanossa, d. h. zu dem vom Büro. Der feixt auch erstmal, dann liest er das Schreiben und sagt, wie der Satz von 47 Zeilen auf Deutsch heißt. Er weiß sogar, was man da machen muß und was man nicht machen darf. Dann schimpfen sie gemeinsam ein bißchen auf die da droben, und alles ist in Ordnung — bis zum nächstenmal, wenn sie nicht inzwischen gescheiter geworden sind!

Wenn nun einer kommt und meint, das Problem sei zu ernst, um scherzhaft behandelt zu werden,

### bitte, lachen Sie ihn aus!

Es sind über diese und ähnliche Fragen viele gescheitete Bücher geschrieben worden, die keiner liest. Es werden auch schöne lange Vorträge darüber gehalten, in die keiner reingeht. Ich kenne tüchtige Menschen, die vom Lesen einer Statistik schneller ermüden als von einer Bergtour. Warum soll man also die Wahrheit nicht auf die einfachste und wirksamste Weise mitteilen, nämlich mit Humor? Wenn diese Idee kompliziert und teuer wäre, hätte ich vielleicht Aussicht, ein Patent darauf zu kriegen. So kann ich sie nur für alle Fälle, wenn Streitgockel der Stirn und der Faust auftreten, zur Anwendung empfehlen. Es werden Ihnen mehrere Stellen dafür dankbar sein: in wichtigen Fällen das Arbeitsgericht, im Normalfall der Betriebsrat, hauptamtlich Ihre Frau und außerdem — weil ich Freunde in beiden Lagern habe — ich auch.

Grete Hafner

Am hochgelegenen Friedrichsplatz, dessen Schmalseite steil zum weitläufigen Park der Karlsave zum Fuldatal abfällt und den Blick auf die jenseitigen Bergzüge freigibt, steht der dunkle Bau des „Museum Fridericianum“. Das vornehm-machtvolle klassizistische Gebäude wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts vom hessischen Landgrafen Friedrich als Museum und Bibliothek errichtet.

In den vergangenen Monaten war der wiederhergestellte traditionsreiche Bau Mittelpunkt der „documenta II“. Er beherbergte in mehreren Hundert Werken die internationale Malerei nach 1945, während die Plastik und Graphik der letzten 15 Jahre an anderen historischen Orten Kassels ausgestellt waren.

Das „Museum Fridericianum“ war auch der Schauplatz der ersten „documenta“ im Jahre 1955. Diese hatte zum Gegenstand die Kunst des 20. Jahrhunderts und war die erste große und umfassende Parade moderner Kunst im Nachkriegsdeutschland. Nach der zwölfjährigen Verfemung der neueren Kunst, nach der nazistischen Abschnürung Deutschlands von der lebendigen künstlerischen Entwicklung in Europa und Amerika — nach dieser Epoche des Ungeistes und der Barbarei — fand auf der „documenta I“ die erste erregende Begegnung vor allem der Jüngeren mit den Kunstwerken des 20. Jahrhunderts statt. Es ist daher begreiflich, daß schon allein diese Tatsache der „documenta I“ vor allen anderen Kunstaussstellungen nach dem Krieg weite und nachhaltige Wirkung schuf. Obwohl erst vier Jahre über die erste „documenta“ hingegangen sind, genießt diese inzwischen doch schon fast legendären Ruhm wie etwa die großen Ausstellungen des Aufbruchs der modernen Kunst vor fünfzig oder mehr Jahren. Das wird z. B. deutlich an den horrenden Überpreisen, die für die Kataloge von 1955 gezahlt werden.

Das unerwartet starke Echo auf die „documenta I“ war ihren Veranstaltern mit Recht Ansporn und Mahnung, die 1955 übernommene Aufgabe weiterzuführen, die sich etwa so umschreiben läßt: Durch große, repräsentative Ausstellungen in höchst eindrucksvoller und neuartiger „Inszenierung“ das lebendige Verhältnis zur Kunst unserer Gegenwart auf möglichst breiten Bahnen wachzurufen und zu fördern. Was den Namen „documenta“ angeht, so ist damit Sinn und Umfang der Ausstellung bezeichnet: ein Rechenschaftsbericht, eine umfassende Dokumentation aller lebendigen künstlerischen Kräfte der Gegenwart, die sich hier für wenige Monate zu einem überaus vielschichtigen Orchester vereinigen. Und dieser Rechenschaftsbericht ist alles andere als trocken und langweilig, vielmehr höchst lebendig, originell und unmittelbar, jenseits von aller sattem bekannten Ausstellungsschablone.

#### Ein ganz neues „Museum“

Wer in den vergangenen Monaten vor die roh ausgebelebte, kraftvoll-klare Front des „Museum Fridericianum“ trat, wird sich kaum das Abenteuer im Inneren ausgemalt haben. Eine schwer zu fassende, vielfältige Folge großer Hallen und mittlerer Säle, kleiner und kleinster Räume, Gänge, Treppen und sogar Brücken, die sich quer durch den Raum spannen (vgl. Bild). Die Fußböden rauher Asphalt, die Wände grob verputzt oder nur gekalkt, die Betondecken einfach weiß oder schwarz gestrichen, grau-weiße Kunststoffvorhänge brechen das Tageslicht und schaffen mit geschickt angeordneten Neonröhren eine gleichmäßige, kühl-neutrale Beleuchtung. Weiße, graue und schwarze kulissenartige Wandstücke, oben durch schmale Balken und Latten verstrebt, stehen frei im Raum und geben Gliederung und frappierende Durchblicke. In diesen so überraschenden Rahmenbau sind die Bilder eingefügt, und sie nehmen sich darin zumeist ganz vortrefflich aus, etwa eine starkfarbige abstrakte Komposition auf rauher weißer Wand oder ein spannungsreiches Linienfeld auf grauer Kunststoffolie.

Allerdings: Hier sind die alten Vorstellungen vom Museum als Kunsttempel, den man in ehrfürchtigen oder gar andächtigen Gefühlen durchwandern soll, mit aller Entschiedenheit abgetan. In unbefangener Entdeckerfreude durchstreift man die vielen

## „documenta II“ in Kassel —

### Kunst nach 1945

Räume, Gänge und Brücken, vor immer neue Überraschungen tretend. Wem zur Kunst nun einmal partout Parkett, Stuck und Goldleisten gehören, wird sich schwerlich mit dieser Darbietung befriedigen können. Doch jeder, der den Mut hat, sich von unbefangenen Augen in diesen so ungewöhnlichen Ausstellungsräumen unterwegs ist, wird sich sagen: Hier und dort mag die „Regie“ der Ausstellung ein wenig des Guten zuviel getan haben, im ganzen aber ist sie so überzeugend und faszinierend, daß man sich diese Bilder kaum in anderer Umgebung vorstellen könnte.

Es sind viele hundert Bilder und — wie dabei wohl nicht zu vermeiden ist — von manchmal stark unterschiedlichem künstlerischem Wert. Nicht selten trifft man auf Malwerke ziemlich fragwürdigen Charakters, deren fataler Eindruck glücklicherweise oft durch die gelungene „Inszenierung“ der Ausstellung erträglicher wird. Die Fülle der großartigen Bilder läßt einen aber solche Entgleisungen fast vergessen.

Malerei seit 1945 — mit Recht beherrschen die „Abstrakten“ das Feld. Es ist nicht zu leugnen: Die Schwerpunkte heutigen

Fridericianum: Galerie der Amerikaner im Obergeschoß



Malens sind nur in der abstrakten Malerei zu finden. Den bedeutenden abstrakten Bildern der letzten fünfzehn Jahre ist kaum etwas anderes, Nicht-Abstraktes, aus dem gleichen Zeitraum ebenbürtig.

Da sind die „Stars“ der abstrakten Malerei: der Amerikaner Pollock, die deutschen Baumeister Nay und Wols, die Franzosen Hartung, Soulages, Bazaine und Manessier, der Engländer Nicholson, da sind viele andere, unbekanntere Namen mit bedeutenden Bildern vertreten — eine unerhörte Fülle und Vielfalt der Werke. Rauschhaft, erregend-abgründig schäumt die ungebundene Farbe auf den Bildern Pollocks, bei Nay verteilen sich starkfarbige Kreisformen in schwebendem Gleichgewicht über die Bildfläche, Hartung spannt dynamische Geflechte, Soulages türmt dunkle Balken auf- und gegeneinander. „Abstrakt“ ist ein schlechtes Wort für diese Bilder. Eine eindringliche, starke Sprache redet aus ihnen, allerdings nur für den, der nicht zuerst und meist vergeblich zu ergründen sucht, „was“ da dargestellt sei. Zur Not mag man hier und dort einen konkreten „Inhalt“ zu erkennen glauben, doch darauf kommt es weniger an. Entscheidend ist es, die Sprache der Farben miteinander, den Klang der Formen zueinander zu hören und sich in bloßem Sehen davon gefangennehmen zu lassen. Das ist im Anfang gewiß schwer. Um so größer das Verdienst dieser Ausstellungsregie, den Zugang zum abstrakten Bild geebnet zu haben.

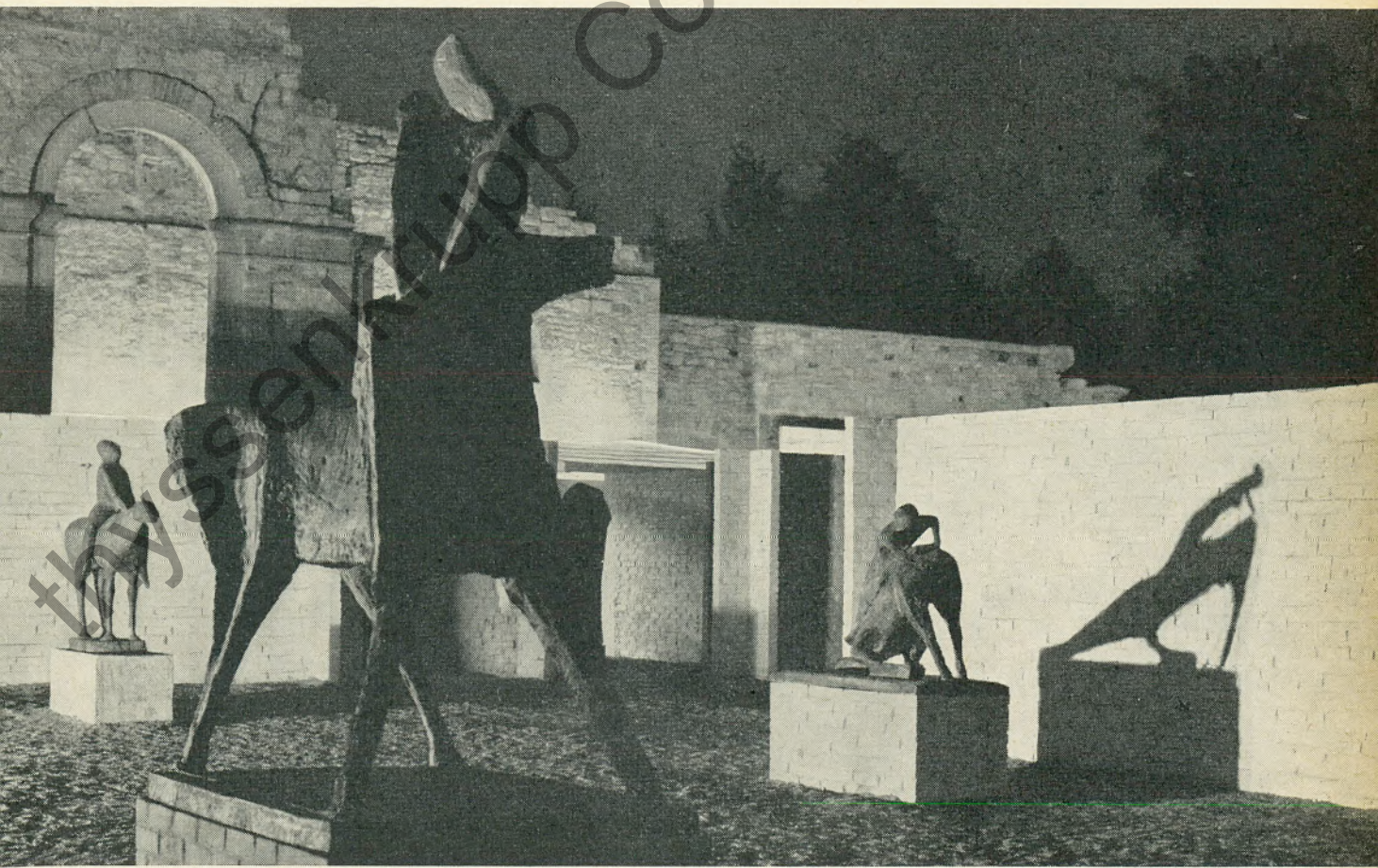
#### Ruine, Park, Plastik

Eine ganz andere, aber nicht minder eindrucksvolle Welt bot sich in der Plastik-Ausstellung der „documenta II“. Unter freiem Himmel, vor und in der Ruine der barocken Orangerie im Park der Karlsaue, war sie ausgebreitet. Ein faszinierendes Ensemble: die kahlen, mattroten Umfassungsmauern des ausgebrannten Orangerie-Schlusses, davor leichte, schnell aufge-

führte Ziegelmauern in blendendem Weiß als Folie für die Plastiken aus dunkler Bronze und hellem Stahl, eine weite Rasenfläche und hohe Bäume im Hintergrund.

War schon am Tage, besonders bei bewölktem Himmel, das Ganze von bezwingender Macht, so erst recht in der Dunkelheit, wenn Skulpturen und Ruine angestrahlt wurden. Die Skulpturenversammlung gewann dann etwas von magischer Verzauberung und grandioser Unwirklichkeit. Die Schatten der Bildwerke auf den weißen Ziegelflächen schafften neue, sonderbare Gestalten, im Strahl des Lichtes entfalten die Plastiken anderes, eigenartiges Leben, das nun dunkelrote Mauerwerk der Ruine steht gegen den Nachthimmel — ein höchst eindrucksvolles Schauspiel. Schlagend vor allem sind die Schatteneffekte bei den Pferden und Reitern des Italieners Marini (vgl. Bild) und bei den „Badenden“ Picassos: Sechs schmale Figuren, in eckigen Formen aus dickem Blech geschnitten, stehen da still-versonnen in witziger Steifheit in einem beleuchteten Becken voll Wasser. Die Werke des Engländers Henry Moore — großartiger Mittelpunkt der Ausstellung — sind für Tageslicht geschaffen. Un-erhört in ihrer Monumentalität die gelagerte Frauenfigur im hohen Mittelbau der Ruine, erschütternd der Sarkophagdeckel mit dem verbogenen, erstarrten Körper eines Gefallenen. Aber unmöglich können hier alle hervorragenden Werke dieser Ausstellung genannt werden. Nur eines sei noch erwähnt: „Die zerstörte Stadt“, von dem gebürtigen Russen Zadkine geschaffen als Symbol für das zerstörte Rotterdam, in dessen neuerbautem Zentrum dieses Denkmal seinen Platz hat: Ein Mensch auf eingeknickten Beinen mit zerrissenem Leib hebt die Arme in schreiender Anklage und wie zum verzweiferten Schutz gegen den Himmel. Wie diese Figur vor den leeren Fenstern der barocken Ruine sich aufreckt, das gehört zu den unvergeßlichen Eindrücken auf der zweiten „documenta“.

Skulptur, Marinis Reiter im Scheinwerferlicht



# GELD



## richtig anlegen

### Aktien — ein Risiko?

Alle Sparformen, die wir uns bisher angesehen haben, hatten zwei gemeinsame Eigenschaften: einen festen Wert (bei Pfandbriefen und Anleihen sind die Wertschwankungen nur gering) und einen festen Zins. Das hat seine Vorteile, denn man kann dabei nichts verlieren. Allerdings gegen Inflationen, wie wir sie erlebt haben, ist der Sparer ziemlich hilflos. Doch nach menschlichem Ermessen und nach dem erklärten Willen unserer Regierung wird eine galoppierende Inflation wohl nicht noch einmal vorkommen. Nicht gefeit sind wir aber gegen die üblichen Preissteigerungen. Trotzdem lohnt sich das Sparen, denn meist ist der Zinsgewinn wesentlich höher als der Kaufkraftschwund. Immerhin sollte man bei langfristigen Geldanlagen mit daran denken, wie man sich gegen einen gewissen Kaufkraftschwund sichern und den Wert der Anlage vielleicht sogar steigern kann.

### Wer etwas riskieren will,

um vielleicht mehr zu gewinnen, für den ist das Aktiensparen nicht uninteressant. Man braucht dafür jedoch ein kleines Grundkapital und möglichst auch einige Kenntnisse über Börsenkurse, Bezugsrechte, Gratisaktien und dergleichen.

Für diejenigen, die das Risiko des Aktiensparens scheuen, nicht genug Kapital haben, von Börsengeheimnissen nichts wissen, aber trotzdem die Vorteile des Aktiensparens, die Beteiligung an unserer wachsenden Industrie ausnutzen wollen, gibt es eine neue Sparform, die die Vorteile des Aktiensparens erhält und die Nachteile weitgehend vermeidet: das Investment-sparen.

### Das Investmentsparen

Ein Investmentfonds ist wie ein Topf, in dem sich eine Vielzahl von Aktien und manchmal auch festverzinslichen Wertpapieren befindet. Die Investmentgesellschaften, von denen es in der Bundesrepublik schon über 20 gibt, suchen die Werte aus, überwachen ständig Kurse und Rendite und verwalten den Fonds so, wie man es als einzelner nur mit einem Millionenvermögen tun könnte. Hinter allen Investmentgesellschaften stehen große Banken, und es gibt strenge gesetzliche Bestimmungen, so daß man sich verhältnismäßig risikolos der Investmentgesellschaften bedienen kann. Kaufen Sie ein Zertifikat, das Sie über jede Bank oder direkt von den Gesellschaften bekommen können, so sind Sie mit einem Bruchteil an dem gesamten Vermögen „im Topf“, dem Fondsvermögen, beteiligt, selbst wenn Sie nur 100,— oder 200,— DM anzulegen haben.

### Der Kurs Ihres Zertifikats

richtet sich nach dem mittleren Kurswert aller in einem Fonds befindlichen Werte, er spiegelt die Entwicklung der Wirtschaft viel stärker als der Kurs einer einzelnen Aktie. Durch die breite Streuung wird das Risiko, das man bei der Beteiligung an einer oder wenigen Aktiengesellschaften immer eingeht, erheblich gemindert. Natürlich kann auch der Kurs eines Investmentzertifikats einmal sinken, aber auf die Dauer sind Sie doch am Wertzuwachs der Industrie beteiligt, und das kann mehr wert sein als die eigentliche Verzinsung.

Außerdem sind Sie natürlich am Ertrag beteiligt. Die jährlichen Ausschüttungen der Investmentgesellschaften sind höher

als die durchschnittliche Aktienverzinsung, weil auf die Dividenden, die den Investmentgesellschaften zufließen, keine Kapitalertragsteuer zu entrichten ist.

Ein weiterer Vorteil: Sie können Investmentzertifikate jederzeit verkaufen, brauchen sich also nicht auf Jahre hinaus festzulegen. Allerdings kann es Ihnen passieren, daß der Kurs gerade gesunken ist, wenn Sie Geld brauchen. Das ist aber auch das einzige, nicht sehr große Risiko.

### Wie soll man überhaupt sparen?

Es gibt kein Patentrezept dafür, wie man sein Geld am besten anlegt. Sie müssen sehen, was für Sie paßt. Doch soviel läßt sich wohl sagen: Kleinere Beträge, über die man in absehbarer Zeit für Anschaffungen, als eiserne Reserve, usw. verfügen will, sind am besten auf dem Sparkonto aufgehoben. Wenn Sie auf längere Sicht sparen und eine hohe Rendite haben wollen, bietet das steuerbegünstigte Sparen große Vorteile. Auch beim Bausparen und bei Lebensversicherungen spart man Steuern, ist aber in der Verfügbarkeit beschränkt. Festverzinsliche Werte, wie Pfandbriefe und Anleihen, bieten gute Verzinsung und hohe Sicherheit bei unbegrenzter Liquidität, erfahren aber keinen Wertzuwachs. Aktien haben gegenwärtig eine gute Effektivverzinsung, man braucht jedoch einige Tausend Mark Kapital und Kenntnisse des Kapitalmarktes, wenn man die Vorteile des Aktiensparens ausnützen und das Risiko gering halten will. Für den „kleinen Sparer“ ist das Investmentsparen geeigneter. Die Effektivverzinsung ist zwar im allgemeinen nicht so hoch wie beim steuerbegünstigten Sparen — es hängt davon ab, wie hoch die Steuerersparnis ist —, aber dafür hat man auf lange Sicht wahrscheinlich einen erheblichen Wertzuwachs und kann außerdem jederzeit über sein Eigentum verfügen. Kenntnisse sind für das Investmentsparen nicht erforderlich, weil Auswahl und Überwachung von den Fachleuten der Gesellschaft zuverlässig besorgt werden.

Zu welcher Sparform Sie sich aber auch entscheiden: In jedem Fall vermehren Sie Ihr Eigentum, schaffen sich Unabhängigkeit und Sicherheit — und verdienen Geld, indem Sie Ihr Geld richtig anlegen.

Der Aktionär hat keinen Anspruch auf einen festen Zins, sondern erhält eine Gewinnbeteiligung, die Dividende, dafür, daß er einem Unternehmen Kapital zur Verfügung stellt. Der entscheidende Vorzug ist, daß der Aktionär am Wertzuwachs „seines“ Unternehmens beteiligt ist. Unsere Wirtschaft wächst ständig, und dieses Wachstum kommt in den Börsenkursen zum Ausdruck. Eine Aktie, die Sie heute für 200,— DM erwerben, kann in einiger Zeit 300,— DM wert sein. Braucht ein Unternehmen neues Kapital, wendet es sich zuerst an seine Aktionäre und bietet Ihnen die sogenannten jungen Aktien zu einem Vorzugskurs an. Das Recht, diese neuen Aktien zu beziehen, brauchen Sie nicht einmal selbst auszunützen, Sie können es auch über Ihre Bank verkaufen. Das Risiko der Aktie liegt darin, daß vielleicht gerade der Kurs Ihrer Aktien vorübergehend oder dauernd sinkt und Sie dann Geld verlieren. Wenn Sie dieses Risiko nicht scheuen und trotzdem Aktien erwerben wollen, ist es empfehlenswert,

### Aktien bekannter und bedeutender Unternehmen

zu kaufen und sich regelmäßig von einer Bank beraten zu lassen.

# Zur Reform der Krankenversicherung



In der Vertreterversammlung  
unserer Betriebskrankenkasse, über  
die wir bereits in unserer  
Septemбераusgabe berichteten,  
führte Dr. Alexander, der  
Hauptgeschäftsführer des  
Bundesverbandes und des  
Landesverbandes der  
Betriebskrankenkassen Nordrhein-  
Westfalen, u. a. aus:

Nach der im Jahre 1957 durchgeführten Rentenreform stehe nunmehr auch die Reform der Kranken- und Unfallversicherung an. Mit der Reform der Krankenversicherung sei aber so schnell nicht zu rechnen. Es sei zweckmäßig, zu vermeiden, daß die parlamentarische Behandlung dieser schwierigen Frage nicht in allzu großer Nähe der nächsten Bundestagswahlen stattfindet. Seitens des Verbandes der Betriebskrankenkassen sei eine Reform der Krankenkassen nicht verlangt worden. Den Ruf nach einer Sozialversicherungsreform habe es immer gegeben; auch in anderen Ländern seien Formen der Sozialversicherung erstmalig eingeführt oder bestehende Einrichtungen grundlegend umgestaltet worden.

Die gesetzliche Krankenversicherung sei 75 Jahre alt. Die Geschichte der betrieblichen Krankenversicherung reiche noch weiter zurück. Diese Einrichtung sei aus einer praktischen Notwendigkeit heraus entstanden. Die betriebliche Sicherung im Krankheitsfalle, d. h. in den Wechselfällen des Lebens, wie Krankheit, Arbeitsunfähigkeit und Tod, sei von jeher schon von großer Wichtigkeit gewesen, um die Arbeitskraft und die Gesundheit der Betriebsangehörigen und ihrer Familienangehörigen zu erhalten und zu sichern.

Bei der

**Neugestaltung der Sozialversicherung** seien zwei Grundfragen zu diskutieren:

1. Schutz gegen die Wechselfälle des Lebens, wie Krankheit, Arbeitsunfähigkeit, Invalidität und Tod, im Wege echter Versicherung, d. h. eines Anspruchs durch Beitragszahlung.

2. Grenzen einer Versicherungspflicht, eines Versicherungszwanges.

Diese Grundsätze seien auch heute Gegenstand der Erörterungen. Bei der zur Debatte stehenden Reform der Krankenversicherung handele es sich im wesentlichen um folgendes, wenn von der Kritik ausgegangen werde, die an dem bestehenden Zustand geübt wird:

1. Ausbau der Barleistungen ab der 6. Woche;
2. Wegfall der Karenztage;
3. Wegfall der Aussteuerung;
4. Verbesserung der Honorarvergütung der Vertragspartner (Ärzte, Zahnärzte, Krankenhäuser usw.);
5. Ausbau der Maßnahmen zur vorbeugenden Gesundheitsfürsorge;
6. nahtloser Übergang von der Kranken- zur Rentenversicherung anschließend an die Aussteuerung, damit in der Leistungsgewährung der Kranken- und Rentenversicherung keine Lücken entstehen;
7. Minimum an Verwaltungsarbeit;
8. Befreiung der Krankenversicherung von allen finanziell belastenden Auftragsangelegenheiten. Wenn Leistungen im Auftrage anderer Versicherungsträger durch die

Krankenkasse zu gewähren sind, dann soll voller Kostenersatz einschließlich der Verwaltungskosten geleistet werden.

Es seien fünf Arten als Leistungen der sozialen Krankenversicherung vorgesehen:

Vorsorgehilfe,  
Krankenhilfe,  
Mutterschaftshilfe,  
Familienhilfe und  
Sterbegeld.

Dabei sei die Vorsorgehilfe ein besonderes Anliegen in allen Zweigen der Sozialversicherung, jedoch sollte sich das Gesetz auf allgemeine Vorschriften beschränken, denn es handele sich um einen besonderen Aufgabenbereich der Selbstverwaltung, der nur unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse der Kasse (Zusammensetzung des Mitgliederbestandes, Landschaft, Sicherung der umfassenden Untersuchung) sinnvoll gelöst werden kann. Die Kasse sollte — bei Feststellung ihrer gesetzlichen Verpflichtungen — doch in eigener Verantwortlichkeit über den Umfang und die Durchführung von Vorsorgemaßnahmen entscheiden.

Die Vorsorgehilfe soll der Früherkennung von Krankheiten und der Vorbeugung dienen, wenn eine Krankheit oder Leistungsminderung droht. Vorsorgekuren sollten ebenfalls in das Ermessen der Kasse gestellt werden.

In der Krankenhilfe sollen wesentliche Verbesserungen gebracht werden. Die Aussteuerung bei Krankenhauspflege und Krankengeld soll grundsätzlich beseitigt werden. Damit werden Versicherte und ihre Familien künftig vor schwierigen, häufig katastrophalen Situationen bewahrt, in die sie bisher bei lang andauernden Krankheiten geraten können. Die Krankenhauspflege soll im Grundsatz zeitlich unbegrenzt gewährt werden, für ein und dieselbe Krankheit jedoch höchstens für 78 Wochen innerhalb von 3 Jahren, gerechnet vom Tage des Beginns der Krankenhauspflege an.

Eine weitere Verbesserung sei vorgesehen durch die

**Weitergewährung des Krankengeldes** über die 6. Woche hinaus in der bisherigen Höhe. Das Krankengeld soll künftig für die gesamte Leistungsdauer in Höhe von 60 bis 75 v. H. des entgangenen regelmäßigen Bruttoarbeitsentgeltes gewährt werden. Nach dem Referentenentwurf sollen die 2 Karenztage beibehalten werden, jedoch soll die Bestimmung des Verbesserungsgesetzes wegfallen, nach der das Krankengeld für die Karenztage nachgezahlt wird, wenn die Arbeitsunfähigkeit über zwei Wochen hinaus dauert. Diese Bestimmung stelle ohnehin eine Überforderung der Menschen dar. Man solle klar entscheiden, ob Karenztage bestehen, oder ob man sich nicht für den Wegfall der Karenztage entschließen soll.

Die ärztliche Behandlung soll weiterhin als Sachleistung gewährt werden. Sie erfolgt durch Ärzte, die an der kassenärztlichen Versorgung teilnehmen. Der Versicherte hat die freie Wahl unter ihnen. Die freie Arztwahl werde erweitert, da die Zulassungsbestimmungen wesentlich aufgelockert werden sollen. Heute werde ein Arzt 40 Jahre und mehr alt, bis er zur Kassenzulassung komme. Dieses sei, da rund 80 v. H. der Bevölkerung von der sozialen Krankenversicherung erfaßt werde, für die Ärzte eine Existenzfrage.

Zu der sehr umstrittenen Frage der Kostenbeteiligung an den Arzt-, Arznei- und Krankenhauskosten gab Dr. Alexander die von dem Reformausschuß des Bundesverbandes der Betriebskrankenkassen vertretene Auffassung bekannt. Sie lautet:

### 1. Beteiligung an den Arztkosten

Bezahlung nach Einzelleistung und Gebührenordnung

a) Die Stellungnahme zu diesen Bestimmungen des Entwurfs hängt entscheidend von dem System der Arzthonorierung ab, das in der Krankenversicherung gelten soll.

b) Da der Inhalt der vorgesehenen Gebührenordnung noch nicht bekannt ist, fehlt die Grundlage für die endgültige Beurteilung der finanziellen Auswirkungen einer Honorierung der ärztlichen Tätigkeit nach Einzelleistungen.

c) Eine Einzelleistungsbezahlung der Ärzte ohne eine Begrenzung erscheint nicht tragbar.

d) Eine Klassifizierung der Versicherten gegenüber Dritten (Ärzten, Apotheken, Krankenhäusern) wird abgelehnt.

e) Es ist notwendig, daß die Gebührenordnung für Ärzte und Zahnärzte durch den Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung erlassen und nicht zwischen den Spitzenverbänden der Ärzte bzw. Zahnärzte und Krankenkassen vereinbart wird.

### 2. Arzneikostenbeteiligung

Einer Beteiligung wird zugestimmt. Vorgesehen werden sollte ein Mindestbetrag von 1,— DM, jedoch nicht mehr als die tatsächlichen Kosten. Darüber hinaus sollte die Satzung eine prozentuale Beteiligung an den Kosten (10 bis 20 v. H.) mit einer Höchstgrenze von 5,— DM (ggf. nach Satzung auch ohne Höchstgrenze) vorsehen.

Dem Wegfall der Zuzahlungen bei Arzneien, die wegen bestimmter langdauernder Krankheiten erforderlich sind, wird zugestimmt.

### 3. Beteiligung an den Krankenhauskosten

Im Grundsatz besteht Einverständnis. Beim Krankenhausaufenthalt der Ehefrau sollte

eine Beteiligung entfallen. Zweckmäßig erscheint, einen festen Beteiligungsbetrag vorzusehen. Als Bemessungsgrundlage könnte von dem jeweils festgesetzten Wert der Sachbezüge ausgegangen werden (z. B. in Nordrhein-Westfalen 4,— DM, davon 50 v. H. = 2,— DM). Die Satzung sollte jedoch in Härtefällen Ausnahmen zulassen können (z. B. bei gleichzeitigem Aufenthalt mehrerer Personen einer Familie im Krankenhaus; schwerer Erkrankung und daher langdauernder Krankenhausbehandlung, geringem Verdienst usw.).

Diese Auffassung habe aber nicht die Billigung des Vorstandes und der Vertreterversammlung des Bundesverbandes gefunden. In den Sitzungen im April dieses Jahres in Würzburg sei von den Versicherungsvertretern jede Form der Kostenbeteiligung entsprechend der Stellungnahme des DGB abgelehnt worden. Da die Arbeitgeber sich für die Bestimmungen des Referentenentwurfes in dieser Frage ausgesprochen hätten, sei eine Meinungsbildung nicht zu erzielen gewesen. Eine weitere Diskussion habe nicht stattgefunden, und man habe sich auf die Neubildung eines Reformausschusses geeinigt, der nach Veröffentlichung des Regierungsentwurfes erneut tätig werden solle. Der Vortragende wies dann darauf hin, daß es nicht angehe, die Meinung des Reformausschusses mit der Auffassung einzelner Mitglieder zu identifizieren. Das gelte auch für ihn.

#### Ein Mehrbedarf

sei in den letzten Jahren festzustellen. Es sei nicht von der Hand zu weisen, daß das Verbesserungsgesetz (Lohnfortzahlungsgesetz von 1957) für die Krankenkassen eine große Belastung gebracht hat. Das war aber von vornherein vorgesehen, und mit Beitragserhöhungen von 0,8 bis 1% wurde von Anfang an gerechnet. Der größte Teil der im Arbeitsprozeß stehenden Arbeitnehmer sei der gesetzlichen Krankenversicherung unterworfen. Angesichts der erhöhten Morbidität sei besonders eine Zunahme der Bagatellfälle und damit vermehrte Inanspruchnahme der Ärzte festzustellen. Der Vortragende ging auf den Begriff des Bagatellfalles ein, der umstritten sei. Nach seiner Meinung gebe es den Bagatellfall, und es sei das Problem, ihn nicht zum Hauptausgabeposten der Krankenversicherung zu machen. Die Folgen der vermehrten Inanspruchnahme waren Honorarerhöhungen. Der Arzneimittelvebrauch sei ebenfalls erheblich gestiegen. Weitere Ursachen des erhöhten Kostenaufwandes seien die Verlängerung des Lebensalters, die Fortschritte in der Medizin, die Belastungen in der Krankenversicherung der Rentner und die finanziellen Lasten durch Auftragsangelegenheiten. Um das

Leistungsniveau der Kassen zu halten, seien demnach Beitragserhöhungen unvermeidlich gewesen, jedoch müssen hinsichtlich der Beitragshöhe Grenzen gesetzt werden, um die vertretbare Belastung der einzelnen Mitglieder nicht zu überschreiten.

#### Die Aufgaben der Krankenversicherung

sollten klar gegenüber den anderen Versicherungszweigen abgegrenzt werden. Das gelte besonders für ihre finanzielle Belastung. Dies dürfte eine wichtige Frage der Reform sein, insbesondere in der Leistungsgewährung bei Arbeitsunfällen. Hierbei wurden bisher rund 70 v. H. der Krankenpflegekosten durch die Krankenversicherung getragen. Durch die Fortschritte der Medizin wird in den meisten Fällen der Leistungsfall anläßlich eines Arbeitsunfalles vor dem 45. Tage nach dem Unfall abgeschlossen. Bekanntlich gehen die Kosten vor dem 45. Tage nach dem Unfall zu Lasten der Krankenversicherung. Hier sollte also eine Leistungsabgrenzung baldigst erfolgen. Es sei betrüblich, daß die Behandlung dieser Frage so lange daure und offenbar den begründeten Vorstellungen der Krankenversicherung nicht gerecht werde.

#### Die Kritik an der Krankenversicherung

von Seiten der Ärzteschaft in den vergangenen Jahren sei eine Hauptursache für die als so dringlich bezeichnete Reform der Krankenversicherung gewesen. Von jeher werden 2 Forderungen von den Ärzten gegenüber den Krankenkassen erhoben: 1. Bezahlung nach Einzelleistung und 2. Zulassung aller Ärzte zur kassenärztlichen Versorgung.

Das sind zwei wichtige Punkte, an denen die Öffentlichkeit stark interessiert ist. Die Ärzteschaft fordert Beseitigung des Kopfpauschales und statt dessen ein Leistungshonorar.

Zu der Honorierung der ärztlichen Tätigkeit schlägt der Entwurf vor, zu einer Vergütung nach Einzelleistungen überzugehen, um damit zu einer leistungsgerechten Bewertung zu kommen und den Arzt nicht mit dem Risiko der Krankheitshäufigkeit zu belasten.

Eine Vergütung nach Einzelleistungen macht die Festlegung von Gebührenpositionen und ihre Bewertung durch eine Gebührenordnung notwendig. Seitens des Bundesverbandes werde vorgeschlagen, diese Gebührenordnung gesetzlich aufzustellen und dies nicht den Ärzten und Krankenkassen zu überlassen, da nach den bisherigen Erfahrungen eine Einigung hierüber nicht zustande kommen werde. In dieser umstrittenen Frage wäre sicherlich schon vieles klarer geworden, wenn die Ärzteschaft gesagt hätte, wie sie sich eine neue Gebührenordnung vorstellt.

Das sei bisher leider nicht geschehen. Nach Lage der Dinge werde wohl das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung versuchen müssen, eine neue Gebührenordnung zu erarbeiten.

In dem entscheidend wichtigen

#### Dreieckverhältnis „Arzt, Patient und Krankenversicherung“

sind zwei Komponenten bedeutsam:

1. der unklare Begriff „Krankheit“ und die subjektiveren Momente, und
2. dem Arzt kann nicht vorgeschrieben werden, was er machen soll. Das muß ihm allein vorbehalten bleiben.

Mit einer Verlagerung der Ausgaben-schwerpunkte in der Krankenversicherung von den Barleistungen zu den Sachleistungen ist im weiteren Verlauf der Entwicklung zu rechnen.

Die Beziehungen zwischen den Krankenkassen und den Krankenhäusern sollen der freien vertraglichen Vereinbarung überlassen bleiben. Die Pflegesätze eines Krankenhauses sollen für alle Krankenkassen, deren Mitglieder in diesem Krankenhaus behandelt werden, einheitlich sein.

Mit dem Pflegesatz sollen die Kosten, die aus dem Aufenthalt, den ärztlichen Leistungen und den Nebenkosten erwachsen, abgedeckt werden. Dagegen sollen nicht die Kosten für die Errichtung und Unterhaltung der Krankenhäuser von den Krankenkassen getragen werden. Das ist nicht Aufgabe der sozialen Krankenversicherung, sondern der öffentlichen Hand.

Außerdem müsse eine

#### Abkürzung der Verweildauer

in den Krankenhäusern, die in der Bundesrepublik besonders hoch ist, angestrebt werden. Anhand von Beispielen wurde aufgezeigt, daß in Deutschland eine recht lange Verweildauer in den Krankenhäusern besteht. Dies dürfte u. a. Ausfluß der Bevölkerungsdichte sein. Der Ausgleich bei den Krankenhäusern sollte auf höherer Ebene liegen, d. h., er sollte durch die Länder bzw. durch den Bund erfolgen. Wenn aber die Krankenkassen die Selbstkosten aufbringen sollen, dann müsse ihnen auch ein Mitbestimmungsrecht bei den Krankenhäusern eingeräumt werden. Eine solche Entwicklung werde aber weder von den Krankenkassen noch von den Krankenhäusern angestrebt.

Aufgabe der Krankenkassen sollte es sein, die Beiträge einzunehmen und Leistungen zu gewähren. Der Beitragseinnahme und der Leistungsgewährung sind Grenzen gesetzt. Es besteht keine Meinung für weitere Beitragserhöhungen. Im Gebiet des Verbandes beträgt der Beitragssatz im Durchschnitt 7,8 v. H. Die Grenze dürfte damit wohl erreicht sein.

## Zu den Zielen der Krankenversicherung

sollte es gehören, dem behandelnden Arzt, auf den alles ankommt, mehr Zeit für seine ärztliche Tätigkeit zu belassen und ihn von Aufgaben zu entlasten, die mit der Behandlung nicht in einem notwendigen Zusammenhang stehen. Diesem Zweck soll u. a. der an die Stelle des bisherigen vertrauensärztlichen Dienstes tretende ärztliche Beratungsdienst dienen. Ihm ist jede Arbeitsunfähigkeit binnen 48 Stunden zu melden. Dies dürfte jedoch zu einer Überbelastung des Beratungsdienstes führen. Der beratungsärztliche Dienst sei ein neuer Begriff im Referentenentwurf und solle in eine größere Nähe zur Krankenversicherung gebracht werden.

Der Referentenentwurf entstand aus dem eingangs erwähnten Gedanken heraus, bisherige Mängel zu beseitigen, z. B. durch Fortfall der Aussteuerung, Ausbau der Leistung ab der 6. Woche der Arbeitsunfähigkeit, Erfüllung von Forderungen der Ärzte, vorbeugende Maßnahmen usw. Die Reform sei ein Politikum erster Ordnung. Das Parlament habe somit zu entscheiden. Es bestehe aber die Notwendigkeit, gewisse Punkte zu ordnen, z. B. wurden zu den Arztproblemen Bedenken angemeldet. Jede Form der Selbstbeteiligung wird abgelehnt, auch, wie erwähnt, von den Versichertenvertretern des Verbandes. Hinsichtlich der Leistungsgewährung sollten den Selbstverwaltungsorganen größere Rechte eingeräumt werden. Der Entwurf sei in dieser Frage zu starr.

Eine weitere Forderung ist die Gleichberechtigung der Kassen. Es soll

### keine Sonderstellung der Ersatzkassen

mehr geben, jedenfalls nicht im Arztrecht und in der Selbstverwaltung.

Wenn auch, wie gesagt, die Krankenkassen die Reform nicht verlangt haben, so besteht doch die Verpflichtung zur Mitarbeit an dieser. Die Reform sollte fortschrittlich ohne jeglichen Bürokratismus sein, getragen von der Verantwortung gegenüber den Kranken und der Stärkung der Verantwortung der Gesunden.

Das wichtigste Anliegen ist die Stärkung der eigenen Verwaltung im Rahmen einer weitgespannten gesetzlichen Ermächtigung. Daß hierbei die sozialpolitisch notwendigen Leistungen nicht unterschritten werden dürfen, ist selbstverständlich. Hier läßt sich auch dann nach Meinung des Vortragenden die umstrittene Frage der Verantwortung jedes einzelnen lösen. Man sollte prüfen, ob nicht der Selbstverwaltung Mittel in die Hand gegeben werden sollten, durch Einführung gewisser Beteiligungsforderungen auf die Inanspruchnahme und damit auf den Haushalt der Versicherungsgemeinschaft regulierend einwirken zu können.

## Echte Kurkosten können abgezogen werden

Aufwendungen für Badekuren in einem Kurort sind grundsätzlich als außergewöhnliche Belastung abzugsfähig, wenn festgestellt wird, daß die Badekur zur Wiederherstellung oder zur Besserung des Gesundheitszustandes des Steuerpflichtigen oder seiner Angehörigen erforderlich und notwendig ist. Ein Kuraufenthalt liegt dann vor, wenn ein Patient sich zu einem für das betreffende Leiden einschlägig bekannten Kurort begibt und wenn er dort unter ärztlicher Aufsicht und Beobachtung steht, so daß die Wirkungen der angewandten Kurmittel und der Erfolg der Kur festgestellt werden können. Ein Aufenthalt in einem Kurort ohne ärztliche Kontrolle ist nur als nicht abzugsfähiger Erholungsaufenthalt anzusehen.

### Attest Voraussetzung

Die Notwendigkeit einer Kur kann stets durch ein amtsärztliches Attest belegt werden. Allerdings lehnen es die meisten Gesundheitsämter ab, derartige Atteste zu erteilen, obwohl die Finanzverwaltung auf der Vorlage eines entsprechenden Attestes besteht. Es ist der Verwaltung bis jetzt nicht geglückt, dieses Dilemma zu beseitigen. Eine Notwendigkeit kann auch ohne Vorlage einer amtsärztlichen Bescheinigung in der Regel unterstellt werden, wenn eine Krankenkasse oder eine öffentliche Behörde die Notwendigkeit bereits geprüft und durch Leistung eines angemessenen Zuschusses anerkannt hat, ferner in den Fällen, in denen die Notwendigkeit einer vom behandelnden Arzt verordneten Badekur offensichtlich vorliegt, z. B. bei Schwereverletzten, bei Genesenden nach einer schweren Operation oder nach einer längeren und schweren und akuten Erkrankung sowie bei kinderreichen Müttern, deren allgemeiner Gesundheitszustand durch die Erfüllung ihrer häuslichen Verpflichtungen erheblich gemindert ist.

### Was steuerlich anerkannt wird

Soweit die Notwendigkeit und die Zwangsläufigkeit einer Kur bejaht worden sind, sind die Kurkosten steuerlich

abzugsfähig. Die Kurkosten werden berücksichtigt, soweit sie angemessen sind und soweit sie nicht von dritter Seite (z. B. Krankenkasse) ersetzt wurden. Zu den Kurkosten gehören in der Regel die Arzt- und Bäderkosten, die Kosten für die Heilmittel u. ä., die Fahrtkosten zum Kurort und zurück sowie die Unterbringungs- und Verpflegungskosten. Die Arzt-, Bäder- und Kurmittelkosten sind grundsätzlich schon als Krankheitskosten abzugsfähig, auch dann, wenn die Notwendigkeit der Kur nicht ohne weiteres feststeht. Die Verpflegungskosten werden um eine sogenannte Haushaltsersparnis gekürzt. Die Finanzämter ziehen im allgemeinen für die Haushaltsersparnis von den beantragten Kurkosten einen Betrag von 3 DM je Person und Tag ab.

### Urlaub und Kur

Wenn ein Steuerpflichtiger, der sonst üblicherweise während seines Urlaubs eine längere Erholungsreise macht, wegen der Badekur auf eine solche Erholungsreise verzichtet und während seines Urlaubs zur Kur fährt, so werden die Kurkosten von den Finanzämtern nur insoweit berücksichtigt, als sie die Kosten einer üblichen Urlaubsreise übersteigen. Aufwendungen für einen Erholungsaufenthalt (z. B. Luftveränderung, Nachkur usw.) sind, auch bei einer vom Arzt bestätigten Notwendigkeit, nicht abzugsfähig. Der Bundesfinanzhof führte in einem Urteil hierzu aus: Abgesehen davon, daß es in der Regel nicht schwerfällt, unter den heutigen Lebens- und Arbeitsbedingungen eine ärztliche Bescheinigung über das Erfordernis eines Erholungsaufenthaltes beizubringen, würden die Finanzämter vor eine nicht lösbare Aufgabe gestellt werden, wenn sie im Hinblick auf die steuerliche Abzugsfähigkeit bei Aufenthalten in typischen Erholungsorten die Erholungssuchenden je nach dem Grad der vom ärztlichen Standpunkt aus gegebenen oder nicht gegebenen Notwendigkeit des Aufenthalts in begünstigte und nicht begünstigte aufgliedern müßten.



(Von links): Helmut Neukirch, halbverdeckt: Norbert Albersmeier, Karl Hünecke, Fritz Steinhauer, Direktor Dr. Harald Koch

## Unsere

## Vertrauensleute

In der im September stattgefundenen Versammlung der Vertrauensleute, die von ihrem Vorsitzenden Norbert Albersmeier geleitet wurde, referierte Helmut Neukirch — ein früherer langjähriger Mitarbeiter unserer Hütte, der in den Jahren 1947-1955 gewerkschaftlicher Vertrauensmann in unserem Werk war und jetzt beim Vorstand der Industriegewerkschaft Metall in Frankfurt im Sachbereich Jugend beschäftigt ist — über

### Politische Bildung — Sicherung der Zukunft.

Neukirch führte einleitend den Nachweis, daß politische Bildung, die nicht parteipolitische Bindung beinhaltet, eine echte gewerkschaftliche Aufgabe sei. Er erklärte dann u. a.:

„Im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts haben in Deutschland die Regierungssysteme nicht weniger als viermal gewechselt. Von der Monarchie als unumschränkte Alleinherrschaft über die Monarchie in Verbindung mit einem parlamentarischen System über die Weimarer Republik, über die Diktatur des Hitler-Staates und wieder zur parlamentarischen Demokratie hat unser politischer Weg bis heute geführt. Jedes System hat natürlich versucht, die Bevölkerung nach seinen Zielen und seinem Willen zu beeinflussen. Man kann auch sagen, jedes System versucht, das Volk

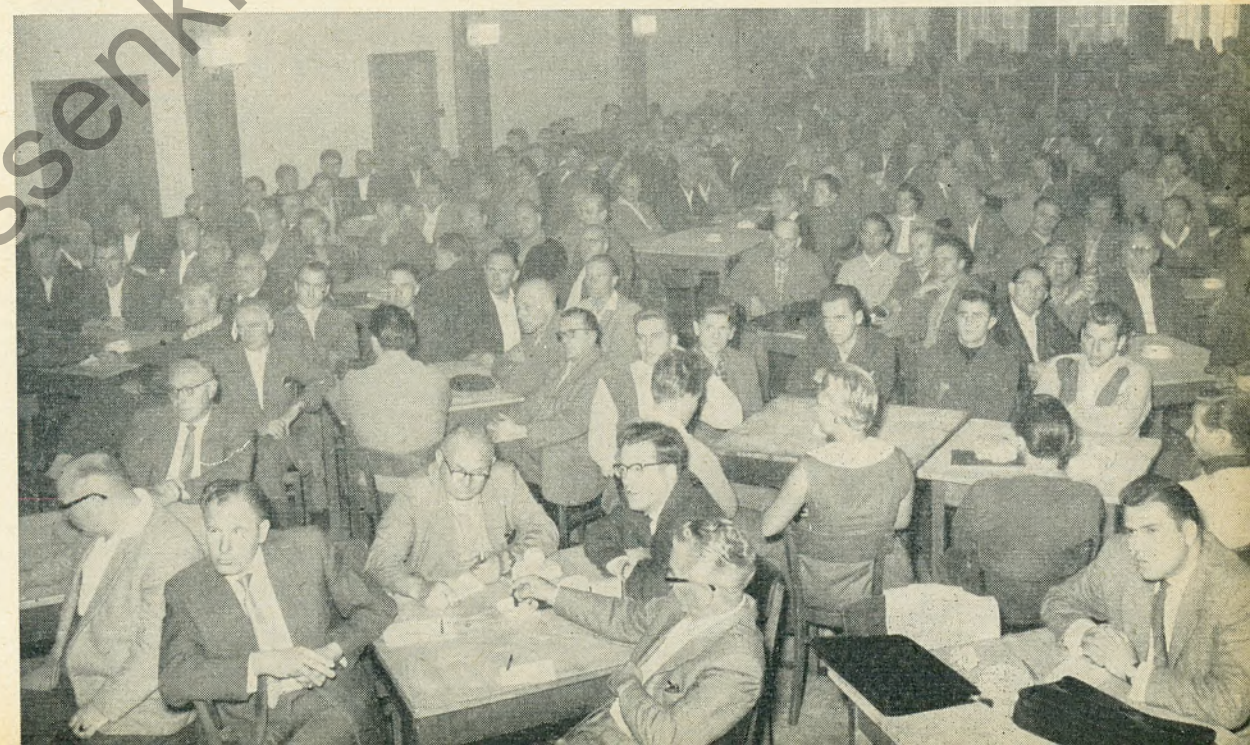
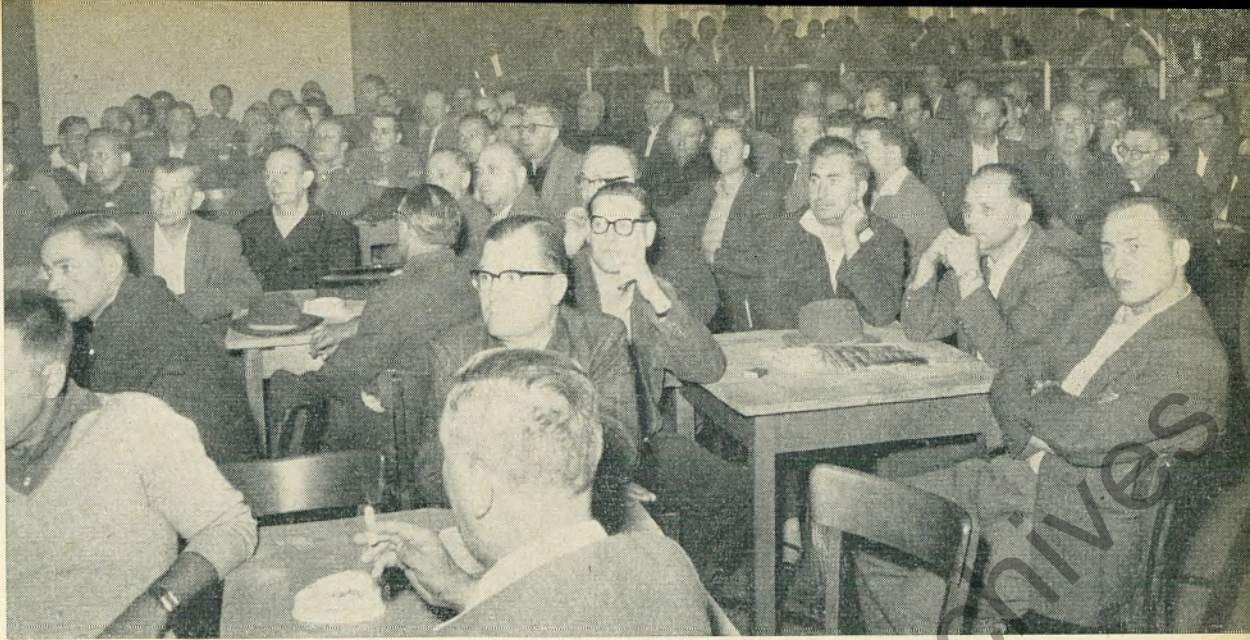
hinter sich zu bringen. Dabei bedient es sich natürlich je nach Art und Form verschiedener Mittel. Diese Mittel neigen stärker zur Gewalt hin, je mehr es sich um ein absolutes System handelt.

Ein entscheidendes Mittel zur Beeinflussung der Menschen dürfte in sämtlichen Systemen eine Rolle spielen, und zwar die Bildung. D. h., die herrschenden Mächte im Staat werden versuchen, auf dem Wege der Bildung das Volk für ihr System zu gewinnen. Das kann — negativ ausgedrückt — natürlich auch bedeuten, daß man ein Volk so bildet, daß es die Manipulationen und Machenschaften der herrschenden Macht nicht erkennt.

Jede Diktatur und jede absolutistische Regierungsform ist stets bestrebt gewesen, das Bildungsniveau der breiten Schichten der Bevölkerung so zu halten, daß zwar Arbeitsleistung und Pflichten erfüllt werden können, aber der

### Blick für die Erkenntnis der wirklichen Lage

der breiten Schichten nicht geöffnet wurde. Der vielgerühmte Kadavergehorsam, die genauso bekannte Obrigkeitstreue sind nicht zuletzt Ergebnisse einer von dieser Obrigkeit gesteuerten Bildung. Die Meinung, daß der Monarch bzw. der Diktator das Beste für das Volk tut und es die Pflicht des Volkes sei, Befehle und Anordnungen



des Herrschers auszuführen, hat sich leider auch in unserer heutigen Zeit noch nicht ganz verflüchtigt.

Demokratien hingegen — wenn sie bedeuten sollen, daß auch das Volk an der Herrschaft, an der Lenkung und Leitung des Staates teilnimmt — müssen die Menschen für diese staatsbürgerlichen Aufgaben vorbereiten, d. h. bilden. Inhalt und Stabilität eines demokratischen Staates hängen also in erster Linie von der politischen Mitarbeit seiner Bürger ab. Diese politische Mitarbeit kann nur durch politische Bildung gefördert werden.

Politische Bildung bedeutet nicht nur Erlernen von demokratischen Spielregeln und Formalitäten. Sie bedeuten in erster Linie Bildung eines demokratischen Bewußtseins und damit Ablehnung und Bekämpfung aller totalitären Tendenzen und Bestrebungen. Diesen Gefahren kann man aber nur begegnen, wenn man ihre Quellen kennt und Lehren aus der Vergangenheit zieht. Fast scheint es so, als sei das deutsche Volk heute noch nicht mit seiner unseligen Vergangenheit fertig geworden. Überall hört man wieder, daß sich rechtsradikale Kreise breiter und breitermachen und dabei durchaus bei einem Teil der Bevölkerung Anklang finden.

Diese Gefahren zu bagatellisieren, würde bedeuten, den politischen Scharlatanen ihre Arbeit zu erleichtern. Die Gewerkschaften, die sich

#### zum demokratischen Staat bekennen,

sehen es daher als eine ihrer ersten Aufgaben an, die arbeitenden Menschen über die jüngste Vergangenheit Deutschlands aufzuklären. Diese Aufklärungsarbeit muß besonders bei der Jugend geschehen, da sie aus eigener Erfahrung und Anschauung sich kein Bild über das Vergangene machen kann.

Die Zukunft unserer Demokratie hängt davon ab, inwieweit die Massen unserer Bevölkerung sie trägt und stützt. Eine demokratische Verfassung bleibt lediglich ein Fetzen Papier, solange das Volk sie nicht mit Leben und Inhalt erfüllt. Dazu aber bedarf es einer politischen Bildung im Sinne eines demokratischen Bewußtseins. In diesem Zusammenhang erfüllt der gewerkschaftliche Funktionär im Betrieb eine wichtige Aufgabe, indem er diesen Schulungs- und Bildungsauftrag nach seinen Möglichkeiten und Gegebenheiten im Betrieb erfüllt.

Das bedeutet, daß die Funktionäre im Betrieb in ständiger Diskussion mit ihren Arbeitskollegen, im Gespräch von Mensch zu Mensch, auf die Gefahren, die uns drohen, hinweisen. Die Gewerkschaften

dürfen sich in einer Zeit, in der bereits wieder Anzeichen des Faschismus zu sehen sind, keineswegs in eine politische Neutralität drängen lassen. Sie müssen autoritäre Anschläge auf die Demokratie entschlossen abwehren.“

#### Eine gute Diskussion

In der Diskussion, die sehr sachlich war, sprachen die Vertrauensleute *Willi Mex*, Maschinenabteilung Kessel, *Herbert Klossa*, Martinwerk, *Erich Erlenhofer*, Elektrotechnische Abteilung, *Franz Kaesler*, Maschinenabteilung Walzwerke, *Wilhelm Thiemann*, Maschinenabteilung Kessel, *Johann Trömer*, Versuchsanstalt, und *Wilhelm Dombowski*, Martinwerk, die die Ausführungen des Redners im wesentlichen unterstrichen.

#### Den Bericht des Betriebsrates

erstattete Betriebsratsvorsitzender *Albert Pfeiffer*. Er führte einleitend aus, daß „unsere Produktion und die Beschäftigungslage sich derart gebessert haben, wie wir es vor kurzem noch nicht zu hoffen wagten.“

Im letzten Vierteljahr haben wir 750 Neueinstellungen vornehmen können. Demgegenüber stehen 150 Entlassungen. In erster Linie sind die Kollegen wiedereingestellt worden, die damals im Zuge der Arbeitseinschränkung entlassen werden mußten.

Im Thomaswerk hatten wir im Monat August eine Höchstproduktion von 101 000 t Thomasstahl; insgesamt erzeugten wir im August 176 000 t Rohstahl.

Dieser Konjunkturaufschwung habe keinen Zusammenhang mit dem Stahlarbeiterstreik in den USA. Es sei zwar durchaus richtig, daß unser Exportanteil nach Amerika größer geworden sei. Entscheidend aber wäre, daß der Inlandsbedarf durch die Investitionsgüterindustrie gewaltig gestiegen sei. Auch seien die Lagerbestände in den vorhergegangenen Monaten sehr stark zurückgegangen und würden nunmehr aufgefüllt.

In der Berichtszeit habe sich der Betriebsrat neben innerbetrieblichen Dingen — über die die Belegschaft laufend durch die zuständigen Betriebsratsmitglieder unterrichtet worden wären — mit folgenden Problemen beschäftigt: Neuordnung der Krankenversicherung — Neuregelung der Sonntagsruhe in der Eisen- und Stahlindustrie — Neuordnung im Hoesch-Konzern.“

Pfeiffer berichtete über die Vertreterversammlung der Betriebskrankenkasse und verlas die dort gefaßte Entschliebung, die

unsere Werkzeitschrift bereits in der Septemberausgabe veröffentlichte.

Hinsichtlich der Neuregelung der Sonntagsruhe in der Eisen- und Stahlindustrie verwies *Albert Pfeiffer* auf die Veröffentlichung in der Septemberausgabe unserer Werkzeitschrift, die auch die einstimmige Auffassung der Betriebsvertretung wiedergebe.

#### Über die Neuregelung im Hoesch-Konzern

habe er bereits in der letzten Vertrauensleuteversammlung eingehend berichtet. Heute könne er mit Freude feststellen, daß die damals noch offenstehenden Fragen inzwischen zur Zufriedenheit der Belegschaft geklärt und erledigt wurden. Die einwandfreie Handlung unserer Betriebsräte und der Gewerkschaften konnte eine gute Neuregelung ermöglichen. Diese Regelung erhalte die betriebsnahe Mitbestimmung. Vielleicht diene die abgeschlossene Vereinbarung auch dazu, den Gesetzgebenden zu zeigen, daß sich die Mitbestimmung bewährt habe, da diese von den Gesellschaften anerkannt wurde. „Möge die Regierung das einsehen, damit diese freiwillige Vereinbarung demnächst gesetzlich geregelt wird.“

*Walter Stache*, Martinwerk, stellte zu diesem Tagesordnungspunkt eine Anfrage, die von Direktor *Dr. Koch* eindeutig beantwortet wurde.

*Fritz Steinhauer*, Mitglied der sogenannten gewerkschaftlichen Dreierkommission, berichtete über das neue Abkommen hinsichtlich des Rahmentarifvertrages und des Manteltarifvertrages.

In der Diskussion sprachen die Vertrauensleute *Willi Kiel*, Martinwerk, *Karlheinz Vernholz*, Kesselschmiede, und *Franz Thiesbrummel*, Sozialabteilung, der der Tarifkommission den Dank der Angestellten für die geleistete Arbeit aussprach. Es habe sich wieder einmal erwiesen, wie sehr die Angestellten auf die Unterstützung ihrer Arbeiterkollegen angewiesen seien.

In der Diskussion unter „Verschiedenes“ sprachen *Wilhelm Dombowski*, *Erich Erlenhofer*, *Franz Thiesbrummel*, *Karlheinz Vernholz* und *Johann Jendhoff*, der über das Lohnproblem im Breitbandwalzwerk berichtete.

#### Ein kurzer Kommentar:

Die Diskussionsbeiträge zu allen Punkten der Tagesordnung standen durchweg auf einer guten Höhe, doch sollte vermieden werden, fertige Manuskripte mit in die Versammlung zu bringen und dort zu verlesen. Das behindert eine echte Diskussion.

Bis vor zwei Jahren wohnten auf unserem Hüttengelände — wenn auch nicht gerade innerhalb der Werksmauern — etwa 24 Pfund Bienen (drei Pfund Bienen sind laut Lehrbuch ein „Naturschwarm“), von denen die ungeschriebene Chronik einer benachbarten Schrebergartensiedlung nur Gutes zu berichten weiß: Sie bestäubten Busch und Baum und versorgten auch die Blumen auf dem bißchen Wiese mit der Nektarhefe, die unsere Wiederkäufer so dringend brauchen. Als an der Stelle, wo der „Bienenstall“ stand, ein Werksneubau errichtet werden sollte, nahmen die Schrebergärtner schmerzlichen Abschied von den Bienen, für die eine neue Heimat in Kirchnerne gefunden wurde. Die Kirchner Siedler freuten sich schon auf den zu erwartenden reicheren Obstsegen des nächsten Jahres, aber als die umgesiedelten Bienen samt Stall und allerlei Gerät, das sie zu ihrer Lebenshaltung brauchen, nun wirklich da waren, da erhob sich die für Bienen, Büsche und Bäume gleichermaßen wichtige Frage:

**„Wer will ‚Bienenvater‘ werden?“**

Imkerei als Hobby ist eine feine Sache, solange man dergleichen vorhat für die alten Tage. Solange aber die Tage des besten Mannesalters vollgepackt sind mit Pflichten bis an den Rand, da ist Imkerei als Zusatzbelastung (einer mußte sich doch drum kümmern!) eine Sache, für die man sich mit Mut und Kraft wappnen muß. Mit Mut, weil jedes Gramm dieser obenerwähnten, aus lebendigen Einzelwesen zusammengesetzten Pfunde mit einem Stachel ausgerüstet ist und den am liebsten sticht, der durch Aufgeregtheit, fahriges Bewegen oder (ausgeschwitzte!) Angst seine Unerfahrenheit verrät. Mit Kraft — geistiger Kraft —, weil sehr viel Energie und Ausdauer dazugehören, Lehrbuch nach Lehrbuch vorzunehmen, um außer allem Raffinierten, was da bedacht und vorgenommen werden will, z. B. erst mal die Elementar- und Grundbegriffe der richtigen Aufstellung eines Bienenstalls mitzukriegen, die da lauten: „Nicht mit der Vorderseite nach Süden!“, weil dann eine verführerische Frühjahrssonne die Bienen zu früh herauslocken und eine dann wieder einsetzende Kälte sie lähmen könnte. Dann muß sich die Frau des sich um die Bienenvaterwürde Mühenden, also die Bienenmutter sozusagen, daran gewöhnen, daß

**Bienen frischgewaschene Wäsche als WC benutzen!**

Wenn es sich gerade so trifft, daß sie ihre blütenweißgekochten, gespülten und gebläuten Laken und Hemden auf der Leine hat an einem Frühlingstage, an dem die Bienen meinen, ihren „Reinigungsflug“ vornehmen zu müssen, dann darf sie nicht

## Ein Hüttenwerk ist keine Bienenweide



*Vom herausgezogenen Boden des Bienenstocks werden die letzten Bienen gleich mit einem weichen Besen (in der rechten Hand) in den Stock „gefedt“*

## Aber die Kirchner Obstbäume brauchen Bienen

jammern: „Warum gerade auf meine Wäsche, wenn die Natur so groß ist?“, sondern sie soll sich den Abschnitt aus dem Lehrbuch ins Gedächtnis zurückrufen, wo es heißt, daß die rücksichtsvollen Bienen, um ihren Stock nicht zu beschmutzen, den ganzen Winter über den aus dem ihnen verabreichten Zuckerwasser zurückbleibenden Kot in sich behalten, den sie nun dringend loswerden müssen. Daher ja der „Reinigungsflug“!

Wenn das Jahr schon so weit vorgeschritten ist, liegt der bequeme Winter, in dem der Bienenvater seinen Schützlingen vor allem **ihren Henkelmann** geben muß, d. h. eine mit Zuckerlösung

gefüllte Aluminiumdose von ganz besonderer Konstruktion, schon weit zurück. Der Bienenvater hat seine Erfahrungen gemacht mit dem über den Kopf zu stülpenden Schutznetz (das er wegläßt) und mit den Handschuhen, die seine Finger vor Stichen schützen sollen. Er läßt sie auch weg, weil er gemerkt hat, daß er an den Rahmen und Waben nur mit Fingerspitzengefühl die richtigen Griffe machen kann. Außerdem tun ihm die Bienen leid, die ja jeden Stich in die — ihnen ärgerlichen — Handschuhe mit ihrem Leben bezahlen müssen. Lediglich die mit trockenen Wiesenkrautern gefüllte Aluminiumpfeife behält er bei. Daraus bläst er den Bienen,

an deren Stock er gerade zu tun hat, eine aromatische, sie sanft betäubende Wolke entgegen.

Gibt es dennoch einen Stich, so nimmt er ihn mit Fassung hin. Er ist dran gewöhnt, und nach den ersten hundert Stichen (!) schwillt ihm weder das Auge mehr zu (!), noch trägt er dicke Beulen an Arm, Hand oder Nacken davon.

### Der Körper hat sich an das Bienengift gewöhnt

und empfindet es sogar als heilsam gegen mancherlei Leiden, wie Herzkrankheit oder Rheuma. Unsere Ärzte haben die schmerzhaften Erfahrungen der Bienenväter aus manchem Jahrhundert zu einer vervielfachten, immer von neuen Gesichtspunkten aus heilsamen Spezial-Bienengift-Therapie entwickelt.

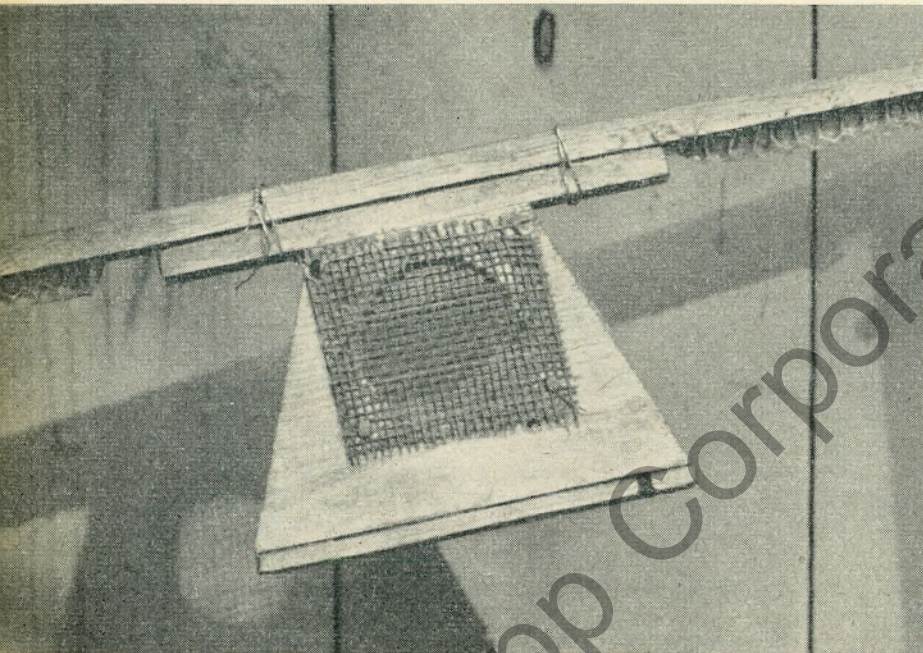
Kaum ist der Umgang mit Bienen eine Erfahrungstatsache geworden, da gehen die Sorgen um ihre Ernährung an: Die Baumblüte, um deretwillen die Bienen in Kirchderne und auch in Scharnhorst willkommen waren, versorgt sie im Mai, im Juni. Dann kommen Sommerblumen, gewiß, aber es sind nicht genug. Also packt man die ganze Imkerei auf einen Anhänger und „wandert“ mit den Bienen auf eine lohnende Weide, nämlich in die Heide. So geschehen im vorigen Jahr. Das war in diesem Jahr nicht zu wiederholen, weil diesmal die Heide in der Hitze ebenso verbrannte wie die Lindenblüte, die — ganz im Gegensatz zu anderen Jahren — nur drei Tage dauerte.

### Schon im August für den Winter „einfüttern“

Ja, was soll der Bienenvater anders machen? Natürlich besuchen seine Bienen die Spätsommerblumen in den Nachbargärten und fliegen fleißig die Sonnenblumenhecke an, die er rund ums Haus herum nur für sie „gezogen“ hat. Aber für sieben Völker, von denen eins schätzungsweise 60000 und mehr Bienen „stark“ werden kann, muß man sich schon anderthalb Zentner Zucker auf den Speicher legen. Ein Volk würde sich selbst erhalten, nähme man ihm nicht den Honig (mit dem der Imker im Kohlenpott natürlich keine „Geschäfte“ machen kann. Es langt für den häuslichen Bedarf und für die Freude, „selbstgemachten“ Honig aufs Frühstücksbrötchen zu träufeln).

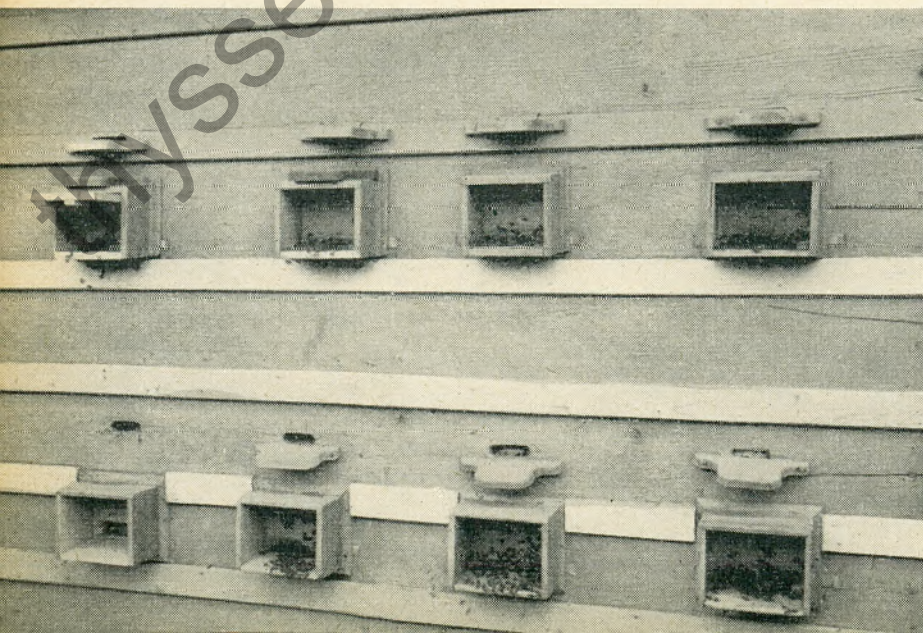
Der August ist der wichtigste Monat für Bienenzucht, Bienenwirtschaft, Erzeugungs- und Produktionsplanung. Im August sieht sich der Bienenvater seine in Holzrähmchen hängenden, bienenübersäten Waben daraufhin an,

**ob die Königin fleißig genug „stiftet“**, d. h. je Tag die dreitausend Eier legt, zu denen sie im Schöpfungsvertrag ver-



In solchen kleinen Käfigen hängt man z. B. eine große Königinnenzelle mit in den Stock damit die werdende Königin es warm hat und den Geruch des Volkes annimmt, über das sie vielleicht einmal „herrschen“ wird

Jede Biene weiß genau, durch welche „Haustür des Bienenhauses sie gehen muß



pflichtet worden ist. Wird sie alt und bequem, so muß sie, notfalls vor ihrer Absetzung durch ihr eigenes Volk, das sich im Frühling eine neue Königin heranfüttert, vom Bienenvater entfernt, getötet und gegen eine bessere ausgetauscht werden, die man, wenn man sie nicht selber züchten will, „in verschiedenen Preislagen“ käuflich erwerben kann.

Wenn man einem Volk schon eine neue Königin aufzwingen muß, wird man natürlich eine aus einer kräftigen, glänzenden, honigbringenden Rasse wählen. Damit das Volk sie annimmt, kann man sich eines raffinierten Tricks bedienen: Man zerreibt die alte Königin auf dem Maschendraht des kleinen Käfigs, in den man die neue sperrt, um sie kurze Zeit mit in den Stock zu hängen. Die neue gewinnt also das „Fluidum“ der alten und, wenn man Glück hat, merken die Bienen den Unterschied nicht.

#### **„Gedopt“ werden schwache Völker,**

die man unter Beseitigung der Königinnen zusammenlegen will, indem man alle mit einerschwachen Thymianlösung besprengt: Der Thymian überduftet die „nationalen Unterschiede“!

Die Bienen haben manches mit dem Menschen gemeinsam: Sie sind wetterfällig und darum bei Gewitter besonders reizbar bzw. unruhig; sie können gar nicht genug frische Luft kriegen und sorgen (wie die alten Bergleute, die mit feuchten Tüchern wedelten) für die „Bewetterung“ ihrer Wachs-„Schächte“, indem alle zusammen ein großes Flügelfächeln anheben. Das Leben einer fleißigen Arbeitsbiene ist eigentlich eine einzige, hektische „Einmachzeit“, soweit sie nicht als „Wasserträgerin“ aus der Spezial-Bienentränke oder als Leibgarde junger Königinnen oder als Leichenbestatter eingesetzt ist: Entweder schleppt sie Nektar oder Blütenstaub herbei, oder sie „malocht“ beim „Eindeckeln“ der wächsernen „Dosen“, in denen alles aufgehoben werden soll. Sogar die Aufteilung des Volkes in Königin, Drohnen, Arbeitsbienen wird noch per Konserve gesteuert. Braucht man eine neue Königin oder Drohnen, so braucht man nur die normalen Wachsellen für Eier, Puppen und Maden entsprechend größer aufzublasen und den Inhalt „spezial“ zu füttern — schon wird draus, was man will.

#### **Bienen sind Antialkoholiker**

und erziehen ihren Bienenvater wenn nicht gerade zur Abstinenz, so doch zur Mäßigkeit. Wenn sie merken, daß er einen „Kurzen“ hinter die Binde gegossen hat, geben sie's ihm mit ihren Stacheln zu fühlen!

Für sie gibt es die für die Wirtschaft der Bundesrepublik und die Wirtschaft der

Welt so wichtig gewordene Frage nicht: Kohle oder Heizöl? Sie heizen mit Zucker! D. h., sie produzieren die Wärme, die sie während des Winters in ihrem Stock brauchen, aus der Zuckerlösung, die man ihnen einfüttert.

Junge Bienen brauchen, genau wie junge Menschenkinder, kräftige und doch leichte, besonders vitaminreiche Spezialnahrung: Was Lebertran für unsere Babys, das ist „Nektarpoll“ für die jüngsten Bienen. Je glänzender, kräftiger, honigbringender sie werden, um so tiefer summen sie sich in den Seelenraum des Bienenvaters hinein, der aus solcher Verbundenheit z. B. die Sicherheit schöpft, die er braucht, um einen Schwarm einzufangen und fachgerecht wieder anzusiedeln.

#### **Imkerei als Hobby**

kostet viel Zeit (heute gar nicht, dafür morgen den ganzen Nachmittag usw.), viel Geld („Was meinen Sie wohl, was mich ein Pfund Honig kostet, wenn ich alle

„Generalien“ mitrechne!“), viel Studium alter und neuer Methoden, lies Bücherbüffeln, viel Geduld (wenn man z. B. die Königin sucht, wird man sie vermutlich auf dem letzten der etwa zwölf Rahmen finden, die man einzeln herausnehmen muß), viel Schneid (sie stechen!) und viel Zuneigung, die der Bienenvater nicht näher begründen kann. Er mag sie halt, die Bienen.

Aber das Hobby „zahlt sich auch aus“: Man mag Hetze und Ärger, Schinderei, Trubel, Maloche, Sitzung, Dienstreise, Versammlung hinter sich und die Nase bis oben voll haben — sobald man das Bienenhaus betritt, ist das alles wie hinter dem Horizont verschwunden. Die Bienen — und wer sich mit ihnen beschäftigt — das wird eine Welt für sich. Vermutlich wird der Imker aus Leidenschaft durch die in Beruf und Bienenstaat verschieden komplizierten Problematiken ausgewogen und im seelischen Gleichmaß erhalten. Darum ist „Honig“ für ihn so gesund!

*Nur der Bienenvater ist in der Lage, mit absoluter Sicherheit im Gewimmel der Bienen die durch einen Fleck auf dem Kopf und durch ihren langen Unterleib kenntliche Königin auf Anhieb „auszuweisen“*





Springen und dabei das  
Bringholz nicht verlieren,  
das hat's in sich

## Hunde mit Leistungszeugnis

Freizeitgestaltung als Hundeführer,

Leistungsrichter, Fährtenleger und Scheintäter

„Fuß“, „Sitz“, „Platz“, „Hier“, „Hol's“, „Hopp“, „Voraus“, „Aus“, „Revier“, „Steh“, „Such“ und der eigene Name — dieses Dutzend Worte bildet das Vokabularium eines Gebrauchshundes, der als Polizei- und Schutzhund nach der Leistungsprüfungsordnung des Deutschen Verbandes für Gebrauchshunde e. V. (VDH) ausgebildet wird. Da der Hund die Kommandos nur vernimmt, gelten sie für ihn als „Hörzeichen“. Sie sind das Elementarwissen, nach dem sein Herr als „Hundeführer“ mit ihm für die Schutzhundprüfung übt und lernt, die in drei Stufen abgelegt wird, und für die Fährtenhundprüfung.

Daß die Anforderungen von Stufe zu Stufe schwerer werden, läßt sich am vorgeschriebenen Zulassungsalter ablesen, das für die erste Stufe 14 Monate, für die zweite Stufe 16 Monate und für die dritte Stufe 20 Monate beträgt. Gewissermaßen als „Doktor-Examen“ folgt die Fährtenhundprüfung.

### Schäferhunde, Rottweiler, Dobermänner, Riesenschnauzer

treten jeweils Dienstag und Freitag nachmittag, oft auch Sonntag in aller Frühe, zur Fährtenuche im freien Feld auf dem alten Zechenplatz in Scharnhorst an, wo der Zweigverein Scharnhorst des DVG sein Revier und sein in eigener Hände Arbeit erbautes Blockhaus mit Boxen für die Hunde hat. Bis vor kurzem war auch noch ein Boxer dabei, aber es gibt ja immer Änderungen im Mitgliederstand eines Vereins. Dieser — 1954 gegründet —



Gut, daß der „Scheintäter“ gegen die Kraft und den Biß eines „scharfen“ Hundes versichert ist

hat sich in fünf Jahren von neun Mitgliedern auf die stolze Zahl von 42 hinaufentwickelt. Es gehören ihm eine ganze Reihe von Belegschaftsmitgliedern unserer Hütte an. Der Vereinsvorsitzende, Arthur Roeske, Besitzer eines prächtigen, braunen, erfolgreichen Dobermanns, „Asko vom Sussexhof“, arbeitet in unserer Elektrischen Abteilung. Voll Stolz kann er vorweisen, was der Verein an vorgeschriebenen Geräten und Kostümen besitzt: „Was meinen Sie wohl, was solch ein Anzug, solch ein Mantel oder auch nur ein einzelner Ärmel aus Leder kostet?“ Diese Schutzhüllen braucht der „Scheintäter“, der nachher für uns den von den Hunden gejagten, verbellten, gestellten und gebissenen „schwarzen Mann“ spielen wird.

#### Je nach Auffassungsgabe

dauert die Ausbildung eines Hundes, der am besten im Alter von 8 bis 9 Monaten anfängt, ein Vierteljahr oder ein halbes Jahr. Wie schnell er begreift, das liegt außer an ihm auch noch am Führer, also an Herrchen, der ebenso geduldig wie anspruchsvoll, ebenso freundlich wie streng, ebenso systematisch wie unerbittlich vorgehen und immer gleichmäßig gelaunt sein muß.

Den zuschauenden Laien wundert es, daß trotz vielstimmigen Gebells nur ganz wenige Hunde auf dem weiten, buschumwachsenen, hürdenbestandenen Platz sind: Das Gebell kommt aus den Boxen, in denen alle Hunde, die heute nachmittag „arbeiten“ sollen, bei Ankunft erst einmal „abgelegt“ werden, jeder für sich, denn: Rüden untereinander würden sich ebenso wenig vertragen wie Hündinnen untereinander. Die Boxen haben keine Sicht auf den Platz, damit die Hunde keine Kniffe und Schliche von dem vorher drangewesenen „Mitschüler“ „abgucken“ können.

Hürden bis zu  
1,80 Meter — das  
sollen uns die Men-  
schen mal nach-  
machen

Die paar, die etwa an der Mauer angebunden sind, dürfen entweder zuschauen, weil sie schon eine überdurchschnittliche Reife haben, oder sie sollen zuschauen, weil sie — gleichsam als I-Männchen — einen Begriff bekommen sollen von dem, was in der Schule verlangt wird.

#### Anni war auf der Westfalenhütte „angestellt“

Der prominenteste Zuschauer ist „Anni von Haus Westberg“ („Wir haben hier lauter ur-adelige Hunde“, schmunzelt Arthur Roeske). Am 22. Juni ist sie elf Jahre alt geworden (zählt also siebenundsiebzig Menschenjahre). Vier davon hat sie mit ihrem Herrn Johann Barton, der dreißig Jahre bei uns auf der Hütte war, „fest angestellt“ im Werkschutz verbracht. Und sie hat, wie der heute Zweieundsiebzigjährige gern versichert, „Ihr Geld verdient“. Genaugenommen hat sie mit vier





Inmitten guter Freunde als dritter v. r. Johann Barton (72) mit seiner „Anni von Haus Westberg“ (früher Werkschutz)

(Menschen-)Hüttenjahren, die für sie mit sieben multipliziert werden müssen, sogar ihr „Fünfundzwanzigjähriges“ geschafft.

**Während jeweils ein Hund die Unterordnungsübungen macht,** wird der Hund, der gerade damit fertig ist, in der Nähe des etwa 50x50 Meter

rend der Übung im Hintergrunde abgegeben wird, um den Hund schußfest bzw. schußgleichgültig zu machen. Beim Knall darf er nicht den Kopf wenden. Er zuckt nicht mal mit den Ohren! Wenn ein Hund „nicht regelmäßig in die Schule kommt“, dann liegt es gewiß nicht am Hund, denn

#### die Hunde wollen arbeiten!

Sie spüren es zu Hause genau, wann Dienstag oder Freitag ist, und sie lassen Herrchen keine Ruh. Die gesammelte Haltung, die Gespanntheit, mit der sie zuhören, der Eifer, mit dem sie einen durch eine (sanfte) Ohrfeige gerügten Fehler beim nächstenmal zu vermeiden trachten, rührt und ergreift. Weil jedesmal die gleichen Übungen in der gleichen Reihenfolge gemacht werden, wissen sie, daß das Aufregendste zum Schluß kommt. Das ist die „Mannarbeit“, der „Schutzdienst“, der Kampf mit dem „Scheintäter“, der aus gutem Grund versichert sein muß.

Abgeleint darf den Scheintäter nur ein Hund „jagen“, der schon Prüfungen hinter sich hat. Wer noch trainiert, der streift, stellt, verbellt und beißt an der Leine. Wer überhaupt noch nichts kann, bekommt (an der Leine) einen Sack vorgehalten, hinter dem er sich den schwarzen Mann vorstellen darf, so lange, bis er richtig fassen und beißen gelernt hat, am Sackärmel, wenn er ein „weicher“, am Lederärmel, wenn er ein „harter“ Hund ist.

**„Hat sich der Hund festgebissen“,** und zwar am Hetzmantel, an der Jacke oder am Ärmel, so sagen die Regeln, „sind

ihm einige Schläge über Rumpf oder Keulen zu verabfolgen. Empfindliche Körperteile dürfen nicht getroffen werden. Der Hund muß sofort zum Angriff übergehen.“ Nicht nur das: Er muß den von seinem Herrn „gefaßten“ Täter „transportieren“, d. h. in dessen Rücken oder an dessen Seite gehen, ohne ihn jetzt zu beißen. Er muß, abgelegt, miterleben, wie der böse Bube einen Überfall auf seinen Herrn unternimmt, muß wie der Wind herbeieilen und den Täter fassen. Im Kampfe, der sich nun entwickelt, darf er höchstens 4 m von seinem Feind entfernt sein. Ein weiteres wichtiges Prüfungsfach ist die Fährtenarbeit.

#### 300 Punkte

in allen drei Abteilungen kann der Hund bestenfalls erreichen. Die (Wert-)Noten, die dann in seinem Zeugnis stehen, können so aussehen: bis 209 Punkte = mangelhaft, bis 239 Punkte = befriedigend, bis 269 Punkte = gut, bis 285 Punkte = sehr gut, bis 300 Punkte = vorzüglich.

Für siegreiche Vereine geht es um einen silbernen Pokal, der wandert, beim dritten Sieg aber dem Sieger verbleibt. Z. Z. ist dieser Pokal bei unserm Gerd Garbe, der ihn ein drittes Mal zu halten hofft. Ebenso wie ein ältestes Mitglied, Johann Barton, hat der Verein auch ein jüngstes, Manfred Stricker, ganze 14 Jahre alt und seit Ostern Maurerlehrling, begeistert für seinen von seinem Vater gezüchteten Schäferhund „Britta von Haus Stricker“, lernbegierig und ehrgeizig und glücklich über die Note „gut“, die Britta in der Schutzhundprüfung I bekam.



Eine von vielen Auszeichnungen vieler Vereinsmitglieder

abgemessenen Übungsplatzes abgelegt. Er muß — trotz der Ablenkung, die die Manöver seines Kameraden bedeuten — liegenbleiben. Und er bleibt auch liegen. Nachher jedoch, wenn es an die Verfolgung des bösen Mannes geht, läßt er sich aber nicht den Mund verbieten: Wenigstens bellen will er, wenn er schon nicht mitbeißen darf!

Zum Unterordnungsdienst gehören die „Bringhölzer“ mit 650 g, 1 kg und 2 kg Gewicht, gehören die Buschhürde und die Bretterwand bis zu 1,80 m Höhe, gehört auch der Pistolenschuß, der wäh-

# Gut Schuß!



Unter Aufsicht von Hauptmann Karl Schuld (ganz rechts) wird hier „scharf“ gezielt und geschossen

**König Hermann I.**

**und sein**

**(nördliches)**

**Schützenvolk**

Von Graf Engelbert von der Mark, der vor reichlich vierhundert Jahren die Freie Reichs- und Hansestadt Dortmund mit Krieg überziehen wollte, werden wir hier nicht erzählen. Auch nicht von den Bochumer Junggesellen, die zur Erinnerung an ihren seinerzeitigen Feldzug gegen unsere Vorfahren heute noch in jedem Monat Mai mit dem Holzgewehr exerzieren und Unmengen Bier dazu trinken dürfen — wir wollen uns mit jenen Männern beschäftigen, die, zusammengefaßt im

**„Nördlichen Dortmunder Schützenbund E. V.“,**

aus Sportgeist und als Hobby weiterbetreiben, was in grauer Vorzeit die Mitglieder der Schützengesellschaft unterm Bürgereid leisten mußten: auf „Waffenschrei“ oder „Glockenschlag“ herbeieilen, flüchtige Verbrecher verfolgen, in eigenem Harnisch zur Verteidigung oder mit eigenem Ledereimer zum Löschen bereitstehen. Zweimal im Jahr wurde laut Stadtgeschichte (von Luise von Winterfeld) die mit Pfeil, Bogen und Armbrust ausgerüstete Schützengesellschaft, die um 1378 vom Rat eine neue Ordnung erhielt (also lange vorher schon mit alter Ordnung bestanden und sich bewährt haben muß) gemustert. „Wer neu in die Gesellschaft eintrat, erhielt vom Rat eine Schützenmütze, die sogenannte Kogel. Er mußte sie gut bewahren, denn wer seine Kogel verloren

oder einem anderen gegeben hatte, oder wem sie der Rat zur Strafe für Feigheit entzogen hatte, der durfte an dem jährlichen Vogel- oder Papageienschießen nicht teilnehmen. Hierbei erhielt der Schütze, der den Papagei abschoß, vom Rat eine neue, gute Armbrust, die sogenannte Königsarmbrust. Die Spitze seines Pfeils durfte aber nicht breiter als ein Dortmunder Pfennig sein.“

**Die Inflation von ordengeschmückten Königen,**

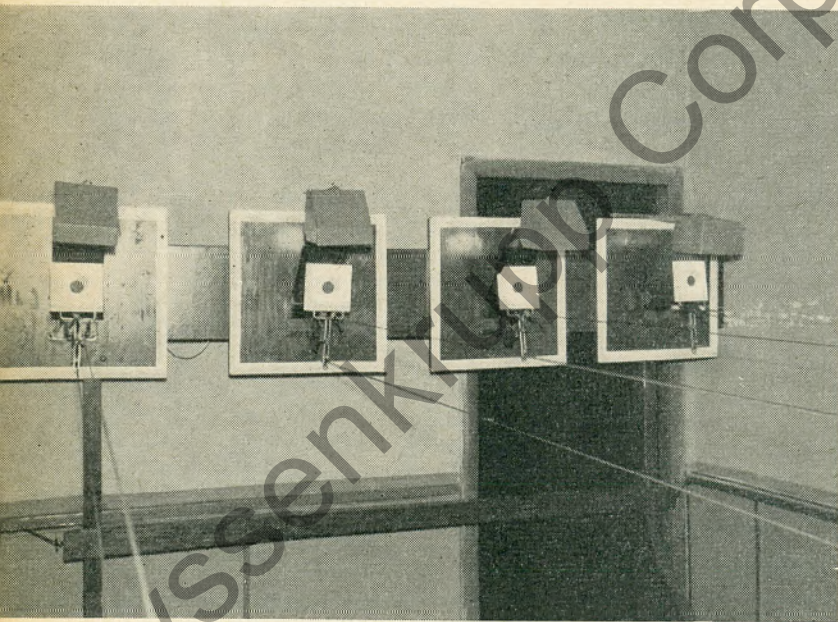
die Dortmund während der Monate Juli und August erlebte — die gebildeten Berichte von Thronbesteigungen und sogar Hochzeiten zwischen gekrönten Schützen männlicher und weiblicher Provenienz weisen es aus —, hat nicht nur ganz natürliche Gründe, sondern geht buchstäblich bis ins Wurzelgeflecht der Stadtgründung zurück.

Vom „Nördlichen Dortmunder Schützenbund E. V.“, der in diesem Jahr seinen achtzigsten Geburtstag feiern konnte, wird hier die vierte Kompanie darum ins Blitzlicht besonders intensiver Betrachtung gerückt, weil von ihren hundertundzwanzig Mann

**mindestens die Hälfte auf der Hoesch-Westfalenhütte**

beschäftigt sind oder waren. Nimmt man alle inaktiven und noch ein paar von Hoesch und Kaiserstuhl dazu, so kommt man

Ein guter Schütze muß auch gut Skat spielen können



Die gutbeleuchteten Schießscheiben sind mit moderner Spit-Anlage versehen

sogar auf siebzig Prozent „Hüften“-Schützen. Ihr Standort ist der Borsigplatz. In diesem Frühjahr erst haben sie mit vereinten Kräften einen Keller bei August Lenz, der ganz früher mal eine Kegelbahn war, zum zünftigen Schießstand ausgebaut, in dem „stehend frei mit Luftgewehr“ auf zehn Meter geschossen werden kann.

Des sportlichen Teils dieser Trainingsstätte erfreuen sich vor allem die etwa zwanzig jüngeren Mitglieder, die die „Kampfmannschaft“ bilden und mit scharfen Augen und sicheren Händen — unter Vermeidung von Alkohol — anhand genau geführter Leistungstafel für Leistungswettbewerbe auch mit Kleinkalibergewehren und Großkalibergeschossen über 100 und 200 Meter trainieren. Für solche Übungen ist man dann auf größeren Schießständen zu Gast, auf denen auch einmal im Jahr die Vereinsmeisterschaft ausgefragt und — alle zwei Jahre — die Königswürde erschossen wird. Dabei gelten die Bedingungen des Deutschen und Westfälischen Schützenbundes. Man geht dann nach Berghofen, Körne oder Aplerbeck.

„Früher schossen wir am alten Fredenbaum“,

mit diesem wehmütigen, erinnerungsschweren Satz der alten Schützen können die jungen Schützen (die Blüte des Vereins, die künftigen Könige!) wenig anfangen. Um Pokale ging es damals auch schon und um mit röhrenden Hirschen bemalte Ehrenscheiben, die diejenigen behalten und an die Wand hängen dürfen, die ins schwärzeste Schwarze getroffen haben. Mag sein, daß man damals die Einteilung in A-, B-, C-, Meisterklasse auch schon kannte, aber eine Spit-Anlage, die mit auf Drähten laufender, heranrollender Scheibe nach jedem Schuß schärfste Selbstkontrolle ermöglicht, die gab's im alten Fredenbaum nicht. Um die in prima Qualität zu erstellen, mußten die in Opferbereitschaft erproben

**Stifter und Spender des Vereins an die Front**

gerufen werden. Von denen hat ein jeder sowieso seinen handwerklichen Beitrag für den neuen Schießstand ganz privat in den Schornstein geschrieben. Gut, daß wir so viele Handwerker haben! Davon, daß die Mitglieder einen Monatsbeitrag von zwei Mark zahlen und die Offiziere fünfzig Pfennig mehr, kann ein Verein, der florieren will, nicht fett werden, zumal dann nicht, wenn er den Jungschützen die Munition und — bis sie selber eines erwerben können — auch die Gewehre stellt.

**Die Kompaniekasse schwillt von Spenden**

Wenn sie das nicht täte, könnte der dem Schießen nächstwichtige Zweck des Vereins nicht gepflegt werden — die Geselligkeit. Auf Leistung bis zur Olympiade-Reife

trainieren und gleichzeitig dem betont gemütlichen Vereinsleben immer wieder einen familiefestlichen Stempel aufdrücken — das macht den Schützen so leicht kein anderer Verein nach. Während der zweite Schießoffizier, Hans Schwarz, Schlosser in der Maschinenabteilung Hochofen, dessen junge Frau eine ausgezeichnete Schützin ist, das Training überwacht und die Leistungstafel führt, arbeiten die älteren Jahrgänge bei Pils und eingeschalteten „Kurzen“ Pläne für Damenausflug und Herrenausflug aus, für den Kompanieausflug, auf dem der Eintagskönig zu einjähriger „Herrschaft“ in der Kompanie erschossen wird, während Vatis, Mutti's und Kinder es sich irgendwo in der freien Natur sehr wohl sein lassen.

#### **Der Herr Hauptmann,**

Karl Schulz, als Klempermeister vorwiegend in Siedlungshäusern der Hoesch-Westfalenhütte eingesetzt, führt die Schützentradition schon über die dritte in die vierte Generation hinein: Sein Vater ist mit siebzig Jahren noch aktiver Schütze, ihn selber haben sich die Schützen der vierten Kompanie nach uraltem Schützenbrauch zum Hauptmann gewählt, und während er seinem Sohn wichtige, Kimme und Korn betreffende Ratschläge erteilt, sieht er bereits den Enkel fasziniert auf die per Spülanlage heranrollende Scheibe starren.

#### **König Hermann I.,**

Hermann Brandt, Süßwarengroßhändler seines Zeichens, Träger der Königswürde seit etwa Mitte Juni dieses Jahres, stammt aus einer alten Schützenfamilie und stellt laut „Mitteilungsblatt des Nördlichen Dortmunder Schützenbundes E. V.“ einen „Repräsentanten“ dar, der in den zwei Jahren seiner Regierungszeit kaum einen Wunsch offenlassen wird. — Zur Königin wählte er sich die langjährige Hofdame Marianne Hindermann, die an der Seite des Königs nunmehr ebenfalls zwei Jahre lang den Schützenbund repräsentieren wird. „Es steht zu vermuten, daß unter der Herrschaft eines mit Schokolade im Großen handelnden Königs besonders die Schützenkinder eine gute Zeit haben werden, wenn etwa Hermann I. einem seiner Kassierer, Wilhelm Meier aus unserer Neubauabteilung, eine großzügig bemessene Anweisung geben wird: auf süße Sachen, für die Kinder in seinem Schützenreiche!“

#### **Mit unserem Werksspielmannszug**

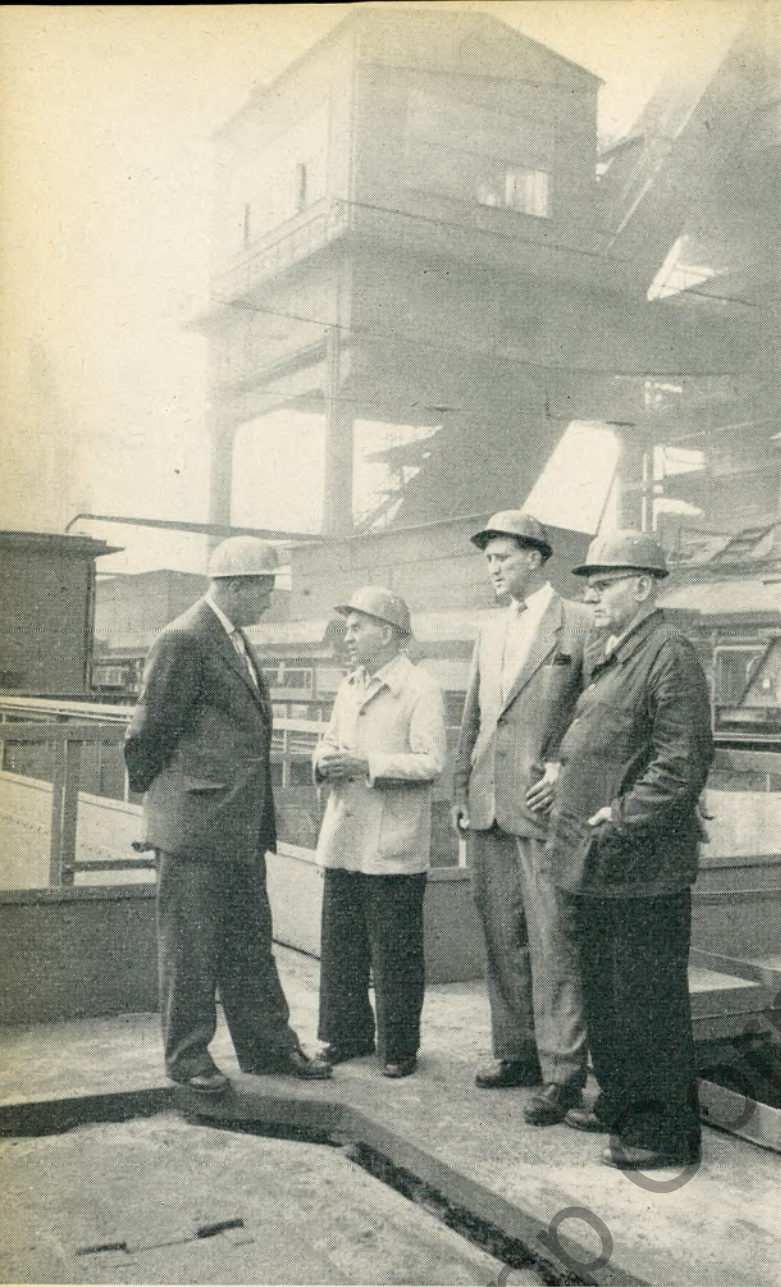
verbinden die „Nördlichen Schützen“ gemeinsame Interessen schon seit dessen Gründung 1924, und noch ist kein Schützenfest über die Bühne gegangen, zu dem unsere Werkskapelle nicht zügig aufgespielt hätte. Jeder unserer Musiker kennt den Schützentoast, mit dem eine Runde begrüßt und angetrunken wird:

„Gut Schuß! Hussa! Hussa! Hussa! Dunckerkiel!“

*Wer hat auf der ausgeschossenen Ehrenscheibe den besten Schuß getan?*



*Das sind noch lange nicht alle Pokale, die sich die hier so fröhlich versammelte Schießmannschaft im Laufe der Jahre erschossen hat*



**50 Jahre**

**Julius Schmiedhofer**

*Julius Schmiedhofer (zweiter von links) mit (von links:) Betriebschef Walter Horn, Dipl.-Ing. Helmut Wysocki und Betriebsratsmitglied Hermann Stachel*

Die Familie Schmiedhofer kam 1896 aus Ostdeutschland nach Dortmund. Der Vater des Jubilars war als 1. Pfannenmann im Martinwerk bei uns beschäftigt. Er starb zu früh im Jahre 1907.

Unser Jubilär, Julius Schmiedhofer, geboren am 15. August 1895 in Gubin im Kreise Graudenz, begann mit Vollendung seines 14. Lebensjahres am 1. September 1909 als Hilfsarbeiter bei der Maschinenabteilung, und zwar bei Platzmeister Jung, seine Tätigkeit in unserem Werk.

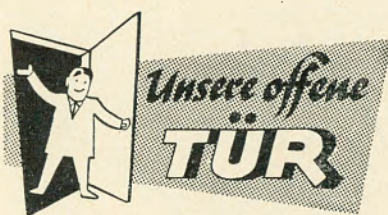
Mit Vollendung des 16. Lebensjahres wurde er als Schmierer dem Gebläsehaus zugeteilt. Dort blieb er 15 Jahre. Am 10. März 1926 wurde er Erzzubringer-Maschinist am Hochofen. Diesen verantwortungsvollen Posten übte er 22 Jahre aus. 1948/49 war er 1. Mann in der Abladerei und seit 1949, nach seinem 40jährigen Dienstjubiläum, Reiniger auf der Erzbrücke.

Seine 50jährige Tätigkeit bei uns war nur durch den ersten Weltkrieg unterbrochen. Von März 1915 bis Oktober 1919 war er Kriegsteilnehmer, das letzte Jahr in englischer Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Rückkehr nahm Julius Schmiedhofer seine Tätigkeit bei uns sofort wieder auf. Einer seiner beiden Brüder war über 30 Jahre Heizer in der Hauptverwaltung, und sein zweiter Bruder ist seit mehr als 25 Jahren Kranmaschinist im Martinwerk. Auch sein Schwiegervater ist über 40 Jahre als 1. Mischermann bei uns tätig.

Julius Schmiedhofer ist ein begeisterter Fußballanhänger. Das ist kein Wunder, war er doch von 1910 bis 1916 Mitglied der 3. Mannschaft von Borussia 09. Sein letztes Mannschaftsspiel führte er 1916 als Fronturlauber durch. Heute ist er passionierter Zuschauer auf vielen Fußballplätzen.

Wir wünschen unserem Julius Schmiedhofer noch viele gute Jahre in bester Gesundheit.

Ende August/Anfang September 1959 besuchte eine Gruppe marokkanischer Staatsbeamter, Lehrer und Studenten die Bundesrepublik. Die Gäste aus Nordafrika wurden in Bonn von Bundespräsident Heuss empfangen und kamen später für einige Tage nach Dortmund. Während der Besichtigung der Hoesch-Westfalenhütte zeigten sie sich besonders von den modernen Anlagen beeindruckt. Unser Bild zeigt die Besucher im SM-Stahlwerk III



#### In den letzten vier Wochen besuchten unsere Hütte:

50 Junggärtner der Arbeitsgemeinschaft der Junggärtnergruppe Stuttgart, 15 Franzosen, 45 Lehrlinge der Firma Demag, Duisburg, 26 Berufsschüler aus Wiedenbrück, 120 Herren der „REWE“-Lebensmittel, Dortmund, 45 Lehrlinge der Rheinisch-Westf. Kalkwerke, 25 Teilnehmer des Sozialseminars Franz-Hitze-Haus, Münster, 35 Bergschüler der Bergschule Recklinghausen, 25 Algerier, 20 Marokkaner, 40 Hörer der Kommende Brackel, 42 Schüler der Kreisberufsschule Gummers-

bach, 25 Schüler aus Lübbecke, 40 Schüler der Friedrich-Ebert-Schule, Marburg, 40 Mitarbeiter der Lufthansa, Köln, 20 Geistliche der Kommende Brackel, 35 Mitarbeiter der Schmiedag, Hagen, 45 Lehrlinge der Tacho-Schnellwaagen Duisburg, 40 Lehrlinge der Berufsschule Menden, 10 Studenten des Rotarier-Clubs Dortmund, 27 Italiener, 36 Mitglieder des Sängerbundes der Polizei, Dortmund, 25 Gewerkschafter aus Berlin, 15 Motorjournalisten, 45 Lehrlinge der Heißdampf GmbH, Kassel, 20 italienische Studenten, 40 Beamte der Oberpostdirektion Dortmund, 36 Schüler der Kreisberufsschule Lübbecke.

Auch Bergknappen sind sehr interessierte Besucher unserer Hütte





## KEINE HEMMUNGEN MIT IDEEN!

Es ist schon so: Mancher hat gute Ideen, wie man erfolgreiche Verbesserungen durchführen oder Unfallquellen beheben kann. Aber er findet den Weg nicht, um diese Ideen an den richtigen Mann zu bringen. Er hat Hemmungen—vielleicht den Vorgesetzten und auch den Arbeitskollegen gegenüber. Man müßte ihn schon am Schlips oder an der Jacke heranziehen.

Aber da hängen doch überall, in jedem Betrieb, unsere Briefkästen, die auf Ideen, auf Verbesserungsvorschläge warten. Hinein mit dem Vorschlag! Alles andere läuft dann ordnungsgemäß und wie geschmiert.

Und die Anschrift: Dipl.-Ing. Sondermann, Profilwalzwerke

# UNSERE EHRENTAFEL

## Verdienstvolle Mitarbeiter

Hans Zeppenfeld, EWS: Durch die vorgeschlagene Saugsperre ist es möglich, ständig die vom Betrieb dringend benötigte, genaue Bestimmung des O<sub>2</sub>-Gehaltes in metallurgischen Öfen vorzunehmen. Vor allen Dingen in den Stoßöfen und in den Dampfkesselanlagen ist eine genaue Anzeige unbedingt wichtig, da sonst große Verluste entstehen können infolge Verzunderung der Blöcke und bei den Dampfkesselanlagen durch unnötigen Verbrauch an Kohlen. Alle 60 bisher von der Lieferfirma gelieferten Geräte wurden mit den verbesserten Quecksilberfängern ausgerüstet. Die Firma selbst baut jetzt diese Geräte auch nur in der neuen Form. Es entsteht auch ein Gewinn an Arbeitslohn, da die Apparate jetzt nicht mehr laufend kontrolliert werden müssen, da die Genauigkeit der Messungen durch die neue Saugsperre für längere Zeit auch ohne Kontrolle gegeben ist.

Heinz Stadtler, Martinwerk III: Die vorgeschlagene Isolierplatte für Arbeiten beim Türrahmenwechsel besteht aus zwei Blechen, die einseitig mit Asbest belegt werden und dann zu einem flachen Kasten zusammengeschweißt werden. In den Hohlraum wird Preßluft eingeleitet, die durch kleine Löcher nach oben hin austritt. Hierdurch ist es dem daraufstehenden Mann leichter möglich, längere Zeit auf dem Ofengewölbe des Martin-Ofens auszuhalten, um dort die notwendigen Arbeiten beim Auswechseln einer Ofentür zu erledigen. Die Wärmeverluste bei dieser Arbeit, die für den Ofenbetrieb nicht unbedeutend sind, werden hierdurch zum größten Teil eingespart.

Paul Pfeiffer und Heinz Stute, Mech. Werkstatt: Die bisherige Feststellvorrichtung der Hängebahnwaage hat sich im rauen Betrieb des Thomaswerkes nicht bewährt. Etwa alle 4—6 Wochen war das Seil gerissen oder die Feder überanstrengt worden. Die Reparatur dauerte jeweils etwa 5 Stunden. Während dieser Zeit konnten die Zuschläge für das Thomaswerk nicht einwandfrei gewogen werden, so daß ein Unsicherheitsfaktor bei der Stahlherstellung hinzu kam. Durch die jetzige, nach dem Vorschlag ausgeführte Einrichtung hofft der Betrieb, eine wesentlich größere Haltbarkeit zu erzielen.

## Jubilare Oktober 1959

40

PAUL MARIENFELD  
MA-Hochofen  
FRANZ BOEHLKE  
Kaliberwalzwerke  
FRANZ SCHÜTTNER  
SM-Stahlwerk I/II  
JAKOB WIPPERFÜRTH  
Mechan. Werkstätten  
JULIUS SCHRAMEYER  
SM-Stahlwerk I/II  
ANTON SZYPKOWSKI  
Thomaswerk  
JOHANN BLUMHORST  
SM-Stahlwerk I/II  
BERNHARD SCHLOSSER  
Kaliberwalzwerke  
AUGUST BIERBAUM  
Kaliberwalzwerke  
PAUL ROHNE  
Mechan. Werkstätten  
HEINRICH MEYER  
Mechan. Werkstätten  
GEORG SCHÄFER  
Stiefabrik  
HERMANN KLASBERG  
Mechan. Werkstätten  
PETER RYBARCZYK  
Drahtverfeinerung  
WILHELM HOINGHAUS  
Eisenbahnbetrieb

25

WALTER SIELAFF  
Maschinenabteilung  
JOSEF MÜLLER  
Bauabteilung  
LUDWIG KUBISIAK  
Eisenbahnbetrieb  
HEINRICH BECKMANN  
Kaliberwalzwerke  
PETER GODDERTZ  
Eisenbahnbetrieb  
FRITZ PETER  
Breitbandwalzwerk  
WILHELM STEIN  
SM-Stahlwerk I/II  
RUDOLF WEHRMANN  
Kaltwalzwerk  
ANTON SKRIPCZAK  
Eisenbahnbetrieb

## Verdienstvolle Mitarbeiter

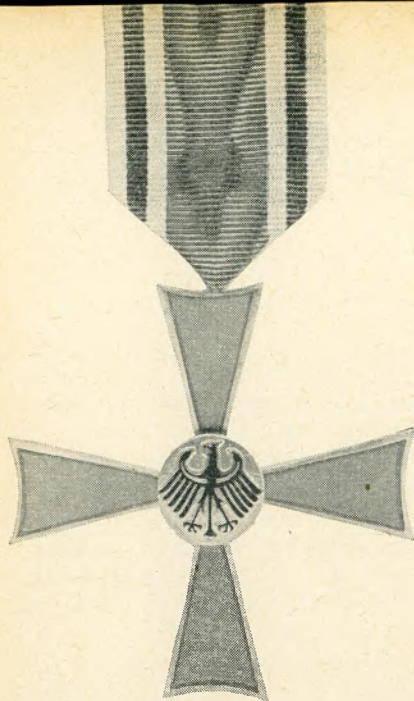
Wilhelm Domrös, Walzwerk I, schlug einen Haken-Hebel zum Kanten von Brammenblöcken an der Blockwalze I vor. Durch diese Wendevorrichtung, die von einem einzigen Mann bedient werden kann, können jetzt die schwersten Brammen an der Blockwalze gekantet werden, was früher nur mit Schwierigkeiten möglich war. Die Arbeit ist jetzt nicht mehr unfallgefährdet und geht wesentlich schneller vonstatten.

August Wollers, Walzwerk IV/V: Die bisherigen Bühnen im Drahtwalzwerk, unter denen die heißen Drahtringe hindurchgeführt werden, bestanden praktisch nur aus Holz, das in kürzester Zeit verbrannt war und ständig erneuert werden mußte. Bei geringer Aufmerksamkeit konnte es passieren, daß die Bohle den daraufstehenden Mann nicht mehr tragen konnte und durchbrach. Die Unfallgefahr war sehr groß. Durch den vorgeschlagenen und ausprobierten wassergekühlten Rahmen, der zudem noch mit Glaswolle zusätzlich isoliert ist und auf dem jetzt die Bretter liegen, ist praktisch eine unbegrenzte Haltbarkeit der Hölzer und eine unbedingte Sicherheit für die Leute gegeben. Es handelt sich um mehrere Arbeitsbühnen, so daß die Ersparnis nicht gering ist.

Hermann Henke, Dreherei: Die vorgeschlagene doppelte Spannvorrichtung für Dreh-, Hobel- und Fräsbänke hat sich bewährt. Das Auf- und Einspannen wird hierdurch ganz erheblich beschleunigt. Außerdem garantiert diese Vorrichtung eine genaue Bohrarbeit.

Werner Kölpin, Stahlwerksbüro: Bei dem bisherigen Kokillengehänge war es nicht einfach, beide Kokillenösen gleichzeitig zu erfassen. Wenn dann der Kran anzog, konnte es passieren, daß die Kokille nur einseitig angehoben und dadurch umgeworfen wurde. Da bei dieser Arbeit immer Leute in der Nähe der Kokille stehen mußten, waren die Unfallgefahren bisher sehr groß. Durch die andere Art der Nasen-Ausbildung am Kokillengehänge können die Kokillen jetzt sicher angehängt und transportiert werden. Auch bei großen Erschütterungen während der Kranfahrt ist es kaum noch möglich, daß eine Kokille aus dem Kran herunterfällt.

# Wir kommentieren und glossieren



## Das Verdienstkreuz am Band

für Pflichtbewußtsein und Treue wurde unseren Mitarbeitern

**Georg Grimmenstein**

**Julius Schmiedhofer**

**Karl Specht**

die 50 Jahre in unserem Werk beschäftigt sind, in einer Feierstunde im Stadthaus überreicht.

## Der „W“-Fahrplan

Wenn ich eine neue Aufgabe beginne, muß ich mir zunächst über den Inhalt des Programms Klarheit verschaffen. Ich muß wissen, was ich will. Als zweites taucht dann die Frage auf, wie das Ziel zu erreichen ist. Mit diesem Schritt in die Realität der Organisation beginnen auch die Klippen. Welche Art von Aufgabe zu lösen ist, bleibt zweitrangig, wichtig sind die Methodik des Vorgehens und ihre Technik. 10 Fragen gilt es zu beantworten, wenn die Durchführung gelingen soll:

1. Was ist das Wesentliche an der neuen Aufgabe?
2. Wie eigne ich mich mit meinen Fehlern und Begabungen für die gestellte Aufgabe?
3. Wieviel Zeit erfordert ihre Lösung?

## Die Kunst der Zusammenarbeit

„Eigentlich kann ich mich nicht über meine Arbeit beklagen. Sie wird gut bezahlt — aber trotzdem fühle ich mich nicht wohl in meinem Betrieb.“ — Man hört diesen Einwand oft sowohl von Arbeitern als auch von Angestellten. Woran liegt es aber nun, wenn sich jemand in seinem Betrieb wohl fühlt, mit seiner Arbeit zufrieden ist — oder nicht? Nehmen wir einmal an, daß eine Arbeit gut bezahlt, der Arbeitsplatz gesichert und eine spätere Altersversorgung garantiert ist. Wenn ein Arbeiter trotz dieser günstigen wirtschaftlichen Bedingungen nicht zufrieden ist, muß es also noch andere Gründe geben, die sein Wohlbefinden beeinflussen.

Hierauf stieß man durch eine Reihe von Versuchen, die seit 1924 bei den Hawthorn Werken der Western Electric Company in Amerika durchgeführt wurden. Man ging bei diesen Experimenten zunächst davon aus, daß die

### *Zufriedenheit der Arbeiter im Betrieb*

um so größer sei, je bessere Löhne gezahlt würden. Um jedoch höhere Löhne zahlen zu können, war eine Steigerung der Arbeitsleistung erforderlich. Zu diesem Zweck meinte man, für ein gewisses Maß an körperlichem Wohlbefinden sorgen zu müssen. Man wollte deshalb mit der ersten Versuchsreihe die Einwirkungen von bestimmten Beleuchtungsarten und -stärken auf die Leistungen der Arbeiter ausprobieren.

Zwei Gruppen, eine Normalgruppe, bei der die Lichtverhältnisse stets gleichblieben, und eine Versuchsgruppe, die bei wechselnder Beleuchtung arbeiten sollte, wurden dafür bestellt. Man nahm nun an, daß die Versuchsgruppe selbstverständlich bald eine höhere Leistung erzielen würde. Der Erfolg trat zunächst auch wie erwartet ein. Die Arbeitsleistung der Versuchsgruppe stieg mit der Verbesserung der Lichtverhältnisse. Unerwartet war jedoch das Ergebnis der Normalgruppe, deren Arbeitsleistung trotz unveränderter Bedingungen ebenfalls zunahm. Völlig ratlos wurde man schließlich, als man die Beleuchtung der Versuchsgruppe wieder auf die ursprüngliche Stärke zurückführte, die Gruppenleistung aber dennoch weiter stieg.

Es konnten also nicht allein die äußeren Einflüsse sein, die die Arbeitsleistung zum Steigen brachten. Das Experiment war damit praktisch gescheitert. Dennoch hat es sich als nutzbringend erwiesen. Arbeitswissenschaftler, die man zu Hilfe holte, stellten nämlich durch weitere Untersuchungen und die Auswertung des gescheiterten Experiments fest, daß auch — und zwar nicht zuletzt! —

### *geistige und seelische Faktoren für die Arbeitsleistung wesentlich*

sind. Alle an dem Experiment beteiligten Arbeiter stimmten zum Beispiel darin überein, daß ihnen die Arbeit in den beiden Versuchsräumen Spaß gemacht hatte, weil sie einem gemeinsamen und interessanten Ziel diene, während die gleiche Arbeit vorher nur ein mehr oder weniger eintöniger Broterwerb gewesen sei. Außerdem hatte es den Versuchspersonen gefallen, daß man sich um sie bemüht und sie stets um ihre Meinung gefragt hatte. Daher hatten sie sich nicht nur als ein unbedeutendes Glied in der großen Produktionskette gefühlt, sondern als Mitarbeiter, deren Arbeit Anerkennung und Aufmerksamkeit fand. Schließlich waren die Versuchspersonen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengewachsen: Sie hatten nicht mehr beziehungslos nebeneinander als Einzelpersonen gearbeitet, sondern als eine einheitliche Gruppe. Diese Untersuchungsergebnisse führten zu der Erkenntnis, daß eine systematische Erforschung und planende Verbesserung der menschlichen Beziehungen im Betrieb nur von Vorteil für die Belegschaft, aber auch für die Betriebsleitung ist. Denn der Umfang

und die Güte der Arbeit hängen wesentlich von dem stimmungsmäßigen Verhalten eines Arbeitenden zu seiner Arbeit und von dem Betriebsklima allgemein ab. Der Mensch ist nun einmal nicht ein reines Arbeitstier; er bleibt

*auch als Arbeitender eine Persönlichkeit.*

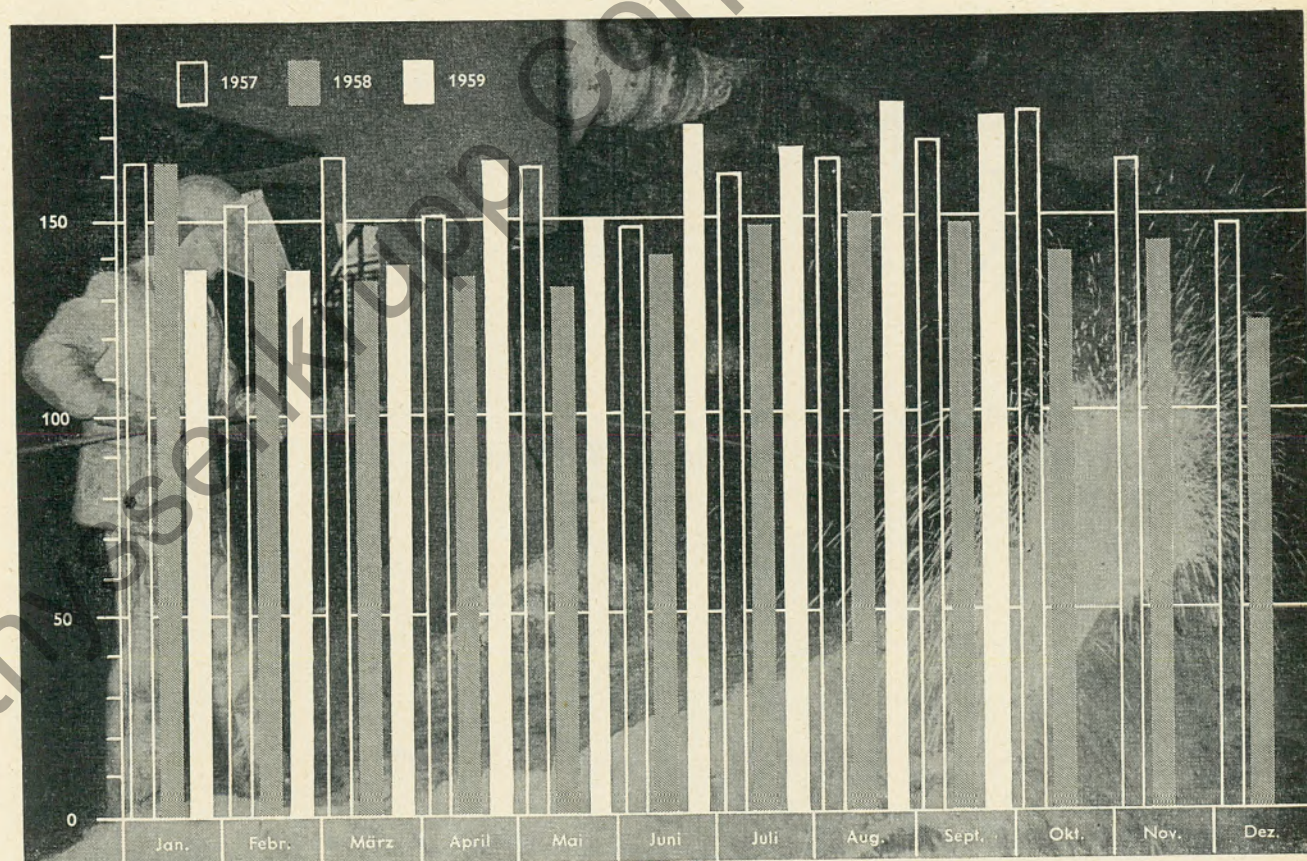
Wird das verkannt, so kann es leicht zu einer Unlust an der Arbeit führen, die zwangsläufig die Leistungen beeinträchtigt und letzten Endes in ihren Folgen auch den Arbeiter selbst trifft.

„Human Relations“ heißt wörtlich übersetzt nichts anderes als „menschliche Beziehungen“. Dieser Begriff wurde von den Arbeitswissenschaftlern deshalb eingeführt und beibehalten, weil er in den USA zuerst entwickelt und intensiv in die Praxis umgesetzt wurde. Auch in Europa spricht man daher heute oft von sogenannten „Human-Relations“-Programmen, die jetzt für viele Betriebe aufgestellt werden. Diese fordern beispielsweise den Ausbau des Vorschlagwesens, ein besseres Auswahlprinzip, verstärkte betriebliche Fürsorgetätigkeit, eine Mitsprache der Belegschaftsmitglieder in Betriebsangelegenheiten, Förderung für die Freizeitgestaltung, Einrichtung von Ferien- und Erholungsheimen usw. — Zwar ist vor nicht allzu langer Zeit einmal der Ruf laut geworden: „Wozu der ganze soziale Klimbim! Lieber würden wir das Geld, das dafür aufgewendet wird, ausbezahlt bekommen!“ Aber dieser Ruf blieb praktisch ohne Echo. Er mußte verhallen, weil die Betriebe, in denen auch die menschlichen Beziehungen gefördert wurden, in jeder Beziehung einen großen Erfolg damit aufzuweisen hatten.

4. Wieviel Arbeitskräfte benötige ich zu meiner Unterstützung?
5. Wieviel kostet die Durchführung?
6. Welchen Erfolg erwarte ich?
7. Welcher Effekt liegt in der Aufgabe?
8. Wie sieht der Plan für die Durchführung aus?
9. Wie grenze ich das neue Arbeitsgebiet gegen andere, die zu gleicher Zeit zu lösen sind, ab?
10. Welche Zeitabschnitte muß ich für die einzelnen Etappen zugrunde legen?

Die 10 „W“-Fragen enthalten das Wesentliche bei der Programmierung einer Aufgabe. Sicherlich kann man noch Ergänzungen anfügen, aber die Konturen sind damit umrissen. Hält man sich an diesen „W“-Fahrplan, so ist in jedem Fall der klare Weg zur Lösung einer Aufgabe, wie immer sie auch lauten möge, vorgezeichnet.

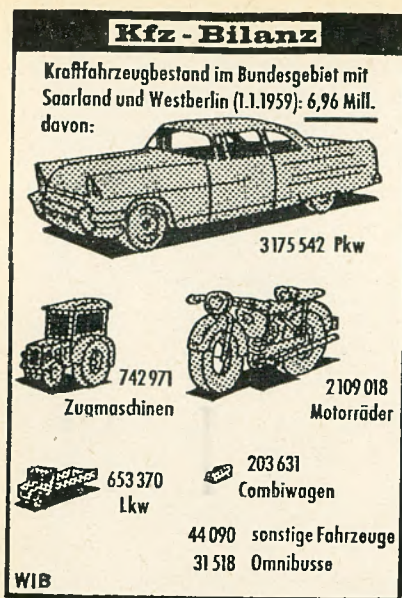
## UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1957 = 160164 t  
Monatsdurchschnitt 1958 = 141635 t

Nachkriegshöchsterzeugung Aug. 1959 = 176000 t

Vorkriegshöchsterzeugung März 1939 = 123536 t



Jedes zweite Kraftfahrzeug in der Bundesrepublik ist heute ein Personenwagen. Ihre Zahl wird sich bis zum Jahre 1965 fast verdoppeln. Dagegen wird die Zahl der Motorräder wahrscheinlich zurückgehen, während die von Lastkraftwagen, Zugmaschinen und Kombiwagen weiter steigen wird. Die Motorisierung hält also mit dem steigenden Lebensstandard Schritt. Leider läßt der Straßenbau in der Bundesrepublik noch sehr zu wünschen übrig, denn auch das neue Programm des Bundesverkehrsministeriums schafft hier keine nennenswerte Abhilfe.



Rund 1200 Tageszeitungen, mehr als 8000 Fach- und Unterhaltungszeitschriften und 350 Werkzeitschriften stehen dem Bundesbürger heute zur Information zur Verfügung. Daß diese Papierflut auch tatsächlich gelesen wird, zeigt das Ergebnis einer Umfrage über das beste Aufklärungsmittel für zweckmäßige Ernährung. Über die Hälfte der Befragten erfährt alles Wissenswerte über Vitamine, Kalorien, Handelsklassen und Preis aus Zeitungen oder Zeitschriften.

## TECHNIK UND PRODUKTION

### Terpentinöl als „Benzin“

Eine schwedische Gesellschaft experimentiert gegenwärtig mit verschiedenen Arten von Terpentinöl zur Verwendung als Brennstoff. Durch Erwärmung dieses Terpentinöls auf eine zwischen 90 und 150 Grad Celsius liegende Temperatur konnte ein Öl gewonnen werden, das den Arbeitsnamen „Solvendt“ trägt. Wenn dieses „Solvendt“ mit Benzin gemischt wird, erhält man einen ausgezeichneten Brennstoff für Motore. Wird die Erhitzung jedoch bis zu 180 Grad fortgesetzt, ergibt sich ein ausgezeichnetes Öl.

### Sowjetunion baut größten Hochofen der Welt

Nach einer Verlautbarung des Moskauer Rundfunks werden sowjetische Ingenieure innerhalb des Siebenjahresplans den größten Hochofen der Welt konstruieren. Er soll ein Volumen von 2286 cbm erhalten, also 470 cbm mehr als der bisher größte Hochofen, der in den USA in Betrieb ist.

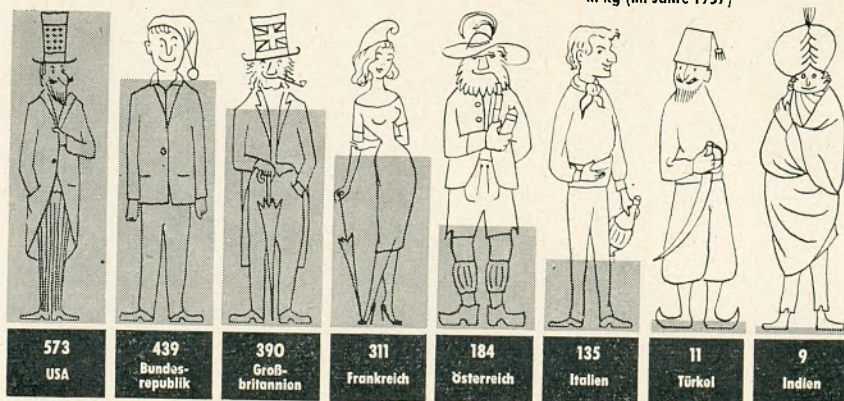
### Bleche als Maßstab für Wohlstand des Volkes

In der Bundesrepublik werden z. Z. 480 kg Stahl je Kopf der Bevölkerung jährlich verbraucht, in den USA dagegen 600 kg. Dr. K. Baruch stellte kürzlich fest, daß der Verbrauch von rost- und säurebeständigen Feinblechen bzw. Bändern ein unumstrittener Maßstab für den Wohlstand eines Volkes ist. Dieser Werkstoff werde ausschließlich für den gehobenen Bedarf benötigt. An rost- und säurebeständigen Blechen erzeugten die USA im Jahre 1958 je Kopf und Jahr etwa 2,5 kg, die Bundesrepublik dagegen nur 0,5 kg, das heißt nur 1/5. Die Erzeugung von kaltgewalzten Bändern, namentlich in rostfreier Qualität, sei zur Deckung des schon jetzt im Bundesgebiet und den Ländern der Montanunion bestehenden Bedarfs aufgenommen worden. Auch in den unterentwickelten Ländern werde sich der Bedarf an diesen Stählen erhöhen. Breitbänder in niedriggekohltem, weichem Eisen, z. B. für die Karosseriefertigung und sonstige Tiefziehzwecke, würden schon seit langem und in großen Mengen auch in Europa hergestellt.

### Stahl schafft Wohlstand

Stahlverbrauch — ein Maßstab für den Lebensstandard

Stahlverbrauch je Kopf der Bevölkerung in kg (im Jahre 1957)





## 2,39 Milliarden DM private deutsche Direktinvestitionen im Ausland

Auf rund 2393,7 Millionen DM belaufen sich die seit dem 1. Februar 1952 bis einschließlich des 1. Halbjahres 1959 durchgeführten privaten deutschen Direktinvestitionen im Ausland. — Im zweiten Vierteljahr 1959 sind nach den Angaben des Bundeswirtschaftsministeriums private deutsche Direktinvestitionen in Höhe von 110,1 Millionen DM gemeldet worden. Die in der gleichen Zeit gemeldeten Rückzahlungen von Darlehen, Liquidierungen und Veräußerungen von Beteiligungen sowie die Nichtausnutzung früherer Genehmigungen beliefen sich auf 17,7 Millionen DM. Von den Vorhaben entfallen auf Europa 33,9 Millionen DM, Afrika 3,1 Millionen DM, Asien 5,0 Millionen DM, Amerika 67,3 Mill. DM, davon auf die USA 11,8, Kanada 8,0, Mittelamerika 4,9 und Südamerika 42,6 Millionen DM (hier-von der größte Teil mit 35,0 Millionen DM auf Brasilien und 5,3 Millionen DM auf Argentinien) und Australien 0,8 Millionen DM. — Das Kapital wurde zu 88 Prozent durch Überweisungen nach dem Ausland, durch Verrechnung von Forderungen im Ausland und Verwendung von Liquidationserlösen und zu 11,8 Prozent durch Sacheinlagen aufgebracht. — Die seit dem Jahre 1952 durchgeführten Direktinvestitionen verteilen sich auf die einzelnen Jahre wie folgt: 1952 bis 1956 insgesamt: 1,17 Milliarden DM, 1957 = 478,3 Millionen DM, 1958 = 557,4 Millionen DM und im 1. Halbjahr 1959 = 191,1 Millionen DM.

(Nachrichten für Außenhandel)

## Appell an die Unternehmer

Im gegenwärtigen Zustand der Vollbeschäftigung sind Abwerbungen durch überhöhte materielle Arbeitsbedingungen für unsere Lohn- und Sozialordnung besonders gefährlich, erklärt der Vorsitzende der Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, Dr. H. C. Paulssen, in einem Brief an alle Vorsitzenden der unmittelbar und mittelbar der Bundesvereinigung angeschlossenen Verbände. Er denke dabei nicht an die Fälle, in denen dem Arbeitnehmer eine echte und lang-

fristige berufliche und soziale Aufstiegschance eröffnet werde, sondern an die Fälle, in denen, bedingt durch die jetzige Arbeitsmarktlage, Arbeitskräfte durch überhöhte materielle Versprechungen aus bestehenden Beschäftigungsverhältnissen in einer Weise abgeworben würden, die die Existenz zahlreicher Unternehmungen, vorwiegend aber der Mittel- und Kleinbetriebe, in unverletzbarer Weise gefährden müßten. Alle Bemühungen des Koordinierungsausschusses der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände um eine auf die Gesamtwirtschaft Rücksicht nehmende verantwortungsbewußte Lohn- und Tarifpolitik der Arbeitgeber müßten durch solche Maßnahmen illusorisch werden. Kollektive Abreden zwischen den Tarifpartnern ver-lören ihren Sinn, wenn sie durch derartige betriebliche Abwerbungsmaßnahmen ausgehöhlt würden... Abschließend appellierte Dr. Paulssen im Namen des Vorstandes der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände an die Betriebe, in der gegenwärtigen Situation der Vollbeschäftigung bei der Anwerbung und Einstellung von Arbeitskräften mehr denn je die Grundsätze solidarischen Verhaltens zu achten.

(Handelsblatt)

## Der Rabatt-Wahn

Diejenigen Fabrikanten und Händler, die sich an dem Rabattspiel nicht beteiligen, drohen ins Hintertreffen zu geraten. „Ja, aber in dem anderen Geschäft bekomme ich 15 Prozent Rabatt, und Sie geben keinen!“ Gegen einen solchen Rabattvorsprung ist mit der Qualität der Ware und der Angemessenheit des Preises schwer zu konkurrieren. Das kann die Hausfrau schlecht beurteilen, aber daß ihr in dem anderen Geschäft 15 Prozent nachgelassen werden, das leuchtet ihr sofort ein. Offensichtlich meint sie, sie bekäme tatsächlich etwas geschenkt. In einer kleinen Provinzzeitung war vor kurzem folgendes instruktive Inserat zu lesen, das von einem halben Dutzend ortsansässiger Einzelhandelsunternehmen unterzeichnet war: „Auch Sie wollen nicht mehr für eine Ware bezahlen, als sie wert ist. Sie freuen sich, wenn Sie dazu noch Rabatt erhalten. Das Gesetz begrenzt aber beim Verkauf an den Verbraucher den Rabatt auf 3 Prozent, um den Vergleich wahrer und klarer Preise zu ermöglichen. Üble Geschäftemacher nutzen den Wunsch des Käufers nach Rabatten aus und versprechen ihm weit höhere Rabatte. Das geschieht vor allem bei schlecht vergleichbaren Waren und an Orten, die nicht so wie die Läden des Einzelhandels im

Blickpunkt der Öffentlichkeit liegen. Viele, die hocherfreut mit hohen Rabatten gekauft haben, merken zu spät, daß man sie getäuscht hat. Die Rabatte sind ihnen auf vorher erhöhte Preise gegeben worden.“

(Frankfurter Allgemeine Zeitung)

## Moskau 1959

Die belgische Wochenschrift „Pourquoi Pas?“ (Brüssel, Nr. 2125, nationalistisch) kommt in einem längeren Artikel zur Ansicht, daß man Rußland nur mit äußerster Objektivität beurteilen kann, weil man es sonst zu leicht unterschätzen könne. Es heißt hier unter anderem:

Welchen Eindruck bekommt ein nicht voreingenommener Besucher in Moskau und den anderen großen Städten der UdSSR am Ende dieses Sommers 1959? Vor allem den, daß das russische Volk in vollster Entwicklung ist. Die Amerikaner haben gesagt, daß Rußland sie an die Epoche ihrer Pioniere und deren großen Marsch nach Westen erinnert. Das kann stimmen, wenn man die Verhältnisse etwas ändert und die wirtschaftlichen und technischen Koeffizienten, die die Merkmale unseres Zeitalters sind, hinzufügt. In Moskau, Leningrad, Kiew, überall baut man. Wenn der Aphorismus „Wenn das Gebäude gut ist, ist alles gut“ auf die UdSSR ebenso zutrifft wie für uns, so kann man sagen, daß in der UdSSR alles gutgeht. Die Gebäude schießen aus der Erde wie Pilze. Nicht einzelne Gebäude, sondern ganze Komplexe von fünf und mehr Etagen, die die überfüllten Städte entlasten sollen.

## Analphabeten

Nicht weniger als 700 Millionen Erwachsene können heute noch nicht lesen und schreiben! Das bedeutet, daß 44 v. H. aller erwachsenen Menschen Analphabeten sind. Für die einzelnen Länder schwanken diese Zahlen erheblich zwischen weniger als 1 v. H. (in einigen europäischen Ländern) und 95 v. H. und mehr in manchen afrikanischen Gebieten. Immerhin leben allein in der westlichen Welt 45 Millionen erwachsene Analphabeten. Nach letzten Schätzungen gibt es gegenwärtig etwa 860 Millionen Kinder und Jugendliche im Alter von 5 bis 19 Jahren auf der Welt. Nur etwa 30 v. H. von ihnen haben oder hatten Gelegenheit, eine Volksschule zu besuchen, nur 7 v. H. eine höhere Schule. Für die übrigen 63 v. H. gibt es in den meisten Fällen weder Schulen noch Lehrer.

(Wirtschaft und Wissen)



## „Lohnt ein Gemüsegarten?“

Ihre Frage ist gar nicht so ohne weiteres von der Hand zu weisen und muß gerade von der Neuanlage eines Gartens genau überlegt werden. Lesen Sie, was Herders Gartenbuch „Es wächst und blüht für dich“ im folgenden kurzen Auszug dazu meint:

Gemüse aus dem eigenen Garten schmeckt immer besser als gekauftes. Trotzdem können wir einmal eine Überlegung anstellen, ob es unter allen Umständen lohnend ist, in einem kleinen Hausgarten Gemüse heranzuziehen, ob wir vielleicht doch nicht besser daran sind, wenn wir uns mehr auf Blumen und Beerenobst beschränken und daneben etwa nur ein paar Tomatenstöcke pflanzen.

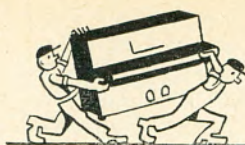
Besonders der Anfänger muß sich dies alles sehr genau überlegen. Ganz allgemein teilt man die Gemüsearten in „Grob-“ und in „Feingemüse“ ein. Zum Grobgemüse werden Weiß- und Rotkraut und Möhren gerechnet, also jene Pflanzen, die für den Erwerb im „Feldgemüsebau“ herangezogen werden. Rechnen wir nun die Zeit und die Arbeit, die ihre Aufzucht uns kostet, rechnen wir den Platz, den sie beanspruchen, so kommen wir wahrscheinlich darauf, daß es sich doch nicht recht lohnt, sie im kleinen Garten heranzuziehen. Sie sind im allgemeinen billig zu kaufen, und nicht immer erreichen sie im Hausgarten die Qualität, die wir auf dem Markt oder beim Gärtner von ihnen erwarten dürfen. Es fragt sich also, ob wir für solches Grobgemüse den Platz hergeben wollen, der, mit Beerenobst bepflanzt, viel ertragsicherer gemacht werden kann, oder den wir, wenn wir nicht sosehr auf Nutzertrag angewiesen sind, für Blumen aller Art übrig hätten.

## Die Ferienverschickungen

unserer Sozialabteilung sind in den Jahren zu einem Faktor geworden, der nicht mehr aus seinem vielseitigen Interessengebiet wegzudenken ist. Ja, man nimmt es so als ganz selbstverständlich hin, alle paar Jahre einmal dabeizusein, um für 14 Tage irgendwo in deutschen Landen auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Dennoch, so meine ich, dürfte ein Wort des Dankes gelegentlich am Platze sein für solch geschenkte Urlaubsfreuden.

Karl Boenke

Elektrotechnische Abteilung



# Wohnungs-Tausch



- Biete: 2 Zimmer, 28 qm, mit Brausebad, Neubau, I. Etage, Privatwohnung, Miete 34,— DM.
- Suche: 3 Zimmer, Miete bis 90,— DM. (560)
- Biete: 3 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, mit Brausebad, I. Etage, werksgebundene Wohnung, Miete 39,— DM.
- Suche: 2 Zimmer in Lünen, Miete bis 40,— DM. (561)
- Biete: 3 1/2 Zimmer, 52 qm, mit Balkon und Bad, Neubau, Parterre, in Aplerbeck, Miete 83,— DM (nur für Mitglieder des Spar- u. Bauvereins).
- Suche: 3—4 gleichwertige Zimmer, Werksnähe, Miete bis 80,— DM. (562)
- Biete: 2 Zimmer, 39 qm, mit Bad, Neubau, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 39,— DM.
- Suche: 2 1/2—3 Zimmer, Miete bis 60,— DM. (563)
- Biete: 3 Zimmer, 36 qm, mit Balkon und Brausebad, IV. Etage, werksgebundene Wohnung, Miete 74,— DM.
- Suche: 2—2 1/2 Zimmer, Miete bis 50,— DM. (564)
- Biete: 2 1/2 Zimmer, 38 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage (Zweifamilienhaus), werksgebundene Wohnung, Miete 38,— DM.
- Suche: 3—3 1/2 Zimmer mit Bad, Miete bis 80,— DM. (565)
- Biete: 2 Zimmer, 40 qm, Privatwohnung, Miete 36,— DM.
- Suche: 4 1/2—5 Zimmer, eventuell mit Garage, Miete bis 150,— DM. (566)
- Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad und Speisekammer, Miete 37,— DM.
- Suche: 2 1/2—3 1/2 Zimmer mit Bad, möglichst außerhalb des Stadtgebietes, Miete bis 70,— DM. (567)
- Biete: 2 Zimmer, abgeschloss., III. Etage, Privatwohnung, Werksnähe, Miete 28,— DM.
- Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, I. Etage, Werksnähe, Miete bis 40,— DM. (568)
- Biete: 2 Zimmer, 38 qm, abgeschlossen, mit Balkon und Toilette, Parterre, Miete 33,— DM.
- Suche: 2—2 1/2 Zimmer, möglichst mit Bad, Etagen- oder Mansardenwohnung, auch nordöstlicher Vorort, Miete bis 65,— DM. (569)
- Biete: 3 Zimmer, 52 qm, mit Balkon, abgeschlossen, Altbau, Miete 44,— DM.
- Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 70,— DM. (570)
- Biete: 2 Zimmer, 50 qm, abgeschlossen, Parterre, Zechenwohnung Kaiserstuhl I, Miete 34,— DM.
- Suche: 2—2 1/2 Zimmer, abgeschlossen, auch auswärts, Miete bis 50,— DM. (571)
- Biete: 3 Zimmer mit Bad und Speisekammer, Werkswohnung, Miete 43,— DM.
- Suche: 3 Zimmer mit Kochküche, nur im Vorort, Miete bis 80,— DM. (572)
- Biete: 2 Zimmer, 18 qm, Parterre, mit 1/4 Morgen Land, Miete 15,— DM (nur für Angehörige der Harpener Bergbau AG).
- Suche: 2 1/2 Zimmer, Kirchderne, Scharnhorst, Eving, Miete bis 50,— DM. (573)
- Biete: 2 Zimmer, 32 qm, Privatwohnung, Miete 31,— DM.
- Suche: 3—3 1/2 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 70,— DM. (574)
- Biete: 2 Zimmer, 30 qm, mit Bad und Balkon, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 42,— DM.
- Suche: 3 Zimmer, Werksnähe, Miete bis 55,— DM. (575)
- Biete: 2 Zimmer, 32 qm, I. Etage, Altbau, Werkswohnung, Miete 22,— DM.
- Suche: 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM. (576)
- Biete: 2 Zimmer, 32 qm, III. Etage, Altbau, Privatwohnung, in Hombruch, Miete 20,— DM.
- Suche: 2—3 Zimmer, Parterre, in Hombruch, Miete bis 40,— DM. (577)
- Biete: 2 1/2 Zimmer, 50 qm, mit Bad, I. Etage, werksgebundene Wohnung, Werksnähe, Miete 70,— DM.
- Suche: 3 1/2 Zimmer, möglichst im Vorort Dortmunds, Miete bis 100,— DM. (578)
- Biete: 3 Zimmer, mit Brausebad und Abstellräumen, Parterre, Miete 38,— DM.
- Suche: 2 Zimmer, Kochküche und Bad, Etagenwohnung, möglichst im Osten Dortmunds, Miete bis 50,— DM. (579)
- Biete: 2 Zimmer, abgeschlossen, mit Toilette, II. Etage, Miete 33,— DM.
- Suche: 3—4 Zimmer, möglichst mit Bad, kein Vorort, Miete bis 80,— DM. (580)
- Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstraße 119, Werkruf 41 16 (Fräulein Ottensmeyer)



### Das verlorene Nest

Die kleine junge Katze mit dem struppigen, verschmutzten Fell strich halbverhungert und klagend in der Straße umher. Zuerst umstanden nur ein paar alte, mitleidige Frauen das Tier, dann kamen andere Leute hinzu, und schließlich war es ein ganzer Kreis, der sich um die Katze bemühte. Und alle riefen sie: „Das arme Tier, es hat sich verlaufen, es ist ausgesetzt worden, es hat kein Zuhause!“ Und ihr Herz lief über vor Mitgefühl, Traurigkeit und Sorge für die verlassene Kreatur.

Ein paar Kinder standen auch in der Gruppe. Sie hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit der kleinen Katze, nur — sah das niemand. Vielleicht, weil sie nicht laut klagten wie das Tier, vielleicht auch, weil sie bloß Menschen waren. Als eine Frau das miauende Bündel Elend mit nach Hause nahm, verlief sich die Menge. Jeder kehrte zu seinen Pflichten zurück, nur die Kinder blieben sich selbst überlassen. Ein paar von ihnen fanden sich zu irgendeinem Spiel in der Häuserschlucht zusammen. Die anderen strolchten weiter. Einsam, lustlos, nicht wissend, was tun, und nicht wissend, wohin. Es waren „Schlüsselkinder“. Jungen und Mädchen, die den Wohnungsschlüssel an einem Band um den Hals oder am Gürtel trugen, weil ihre Eltern nicht zu Hause sind, weil Vater und Mutter arbeiten.

Viele, zu viele Kinder tragen heute einen Schlüssel bei sich. Zu viele sind sich selbst überlassen mit ihren kleinen Freuden, Sorgen und Leiden, mit ihrer Einsamkeit und Hilfsbedürftigkeit. Mit ihrer Sehnsucht nach Anteilnahme, einem lieben Wort, einem Heim, einem Menschen, einem eigenen, warmen, geborgenen Nest. Sie brauchen den Rat der Mutter, die leitende Hand des Vaters, die ausgeglichene Atmosphäre eines geregelten Lebens — wenn sie blühen und gedeihen und sich zu ordentlichen, seelisch ausgeglichenen Menschen entwickeln sollen; wenn sie nicht verschlossen und mißtrauisch und eigensinnig werden sollen. Da helfen keine noch so schönen Geschenke, schicke Kleider oder überreichliches Taschengeld, mit denen die Eltern ihr schlechtes Gewissen oft beruhigen wollen. Die materiellen Dinge sind kein Ersatz und Ausgleich für das Gefühl, allein zu sein, nicht verstanden zu werden, oder abgearbeitete, müde, überreizte Eltern abends zu haben, die kein Ohr und kein Verständnis mehr haben, haben können für die kindlichen Wünsche und Fragen, für die Überwachung der Schularbeiten. Wenn schon das Leben hohe Anforderungen stellt, wenn schon beide Eltern arbeiten, dann sollten die äußeren Dinge sie nicht vergessen lassen, daß sie Kinder haben und damit Verantwortung als Vater und Mutter. Dann sollten sie wenigstens versuchen, mehr Zeit für ihre Kinder zu finden, dann sollten sie sich öfter fragen, ob ihnen eine Geselligkeit, ein Fernsehspiel wichtiger ist als das frohe Lachen, als das glückliche, erfüllte, gesunde Leben ihres kostbarsten Besitzes.

### Ich habe zwei linke Hände

Gerade eben war ich wieder einmal dem Wahnsinn nahe: Ich habe mich eine Stunde lang damit abgequält, in meine Schreibmaschine ein neues Farbband einzuspannen. Mit dem Spulen werde ich noch einigermaßen fertig, und meist gelingt es mir sogar, die unerklärlichen Verknotungen zu vermeiden, die bei Farbbändern so gern auftreten. Aber dieser gräßliche kleine Apparat in der Mitte, dieses Puzzlespiel von kleinen Schlitzten und Haken, geht über meine Kraft. Selbst nachdem ich eine Pinzette und eine Haarnadel zu Hilfe genommen hatte, mußte ich — wie immer — schließlich kapitulieren, und das einzige Resultat sind meine verschmierten Hände, die so aussehen, als hätte ich mich einen ganzen Tag lang mit Fingerabdrücken beschäftigt.

Das traurige ist nämlich, daß ich, wie Tausende von stummen Duldern, an zitterigen Händen leide. Jahrelang habe ich keine Mühe gescheut, dieses meine Sicherheit und meinen Scharm gefährdende Übel zu verheimlichen.

Vor ein paar Jahren beschloß ich, unseren Hausarzt wegen meines merkwürdigen Leidens zu konsultieren. Er stellte eine Anzahl interessanter Experimente an, klopfte mit einem Hämmchen an mein Knie und blickte mir mit Hilfe eines grellen Lämpchens in die Pupillen. Dann fragte er, ob mein Vater zitterige Hände gehabt habe. „Na, und wie!“ antwortete ich. Und meine Mutter? Ich wußte zu berichten, daß ich als kleines Mädchen so grausam gewesen sei, zu kichern, wenn meine Mutter eine Nadel einzufädeln versuchte. „Dann, meine Liebe“, erklärte der redliche Medikus, „kann ich Ihnen nur sagen, daß dieses Zittern erblich ist. Dagegen kann man absolut nichts machen, und warum soll ich es Ihnen verheimlichen: Mit zunehmendem Alter wird es immer schlimmer.“ Er hat recht behalten. Es ist schlimmer geworden.

In Ausübung ihres Berufes verunglückten tödlich unsere Belegschaftsmitglieder

Günter Behrens

Eisenbahnabteilung

Silvester Debnar

Maschinenabt. Hochofen

Vorstand, Betriebsvertretung und Belegschaft betrauern ihren Tod und werden ihnen ein ehrendes Gedenken bewahren.

### Frauen leben länger

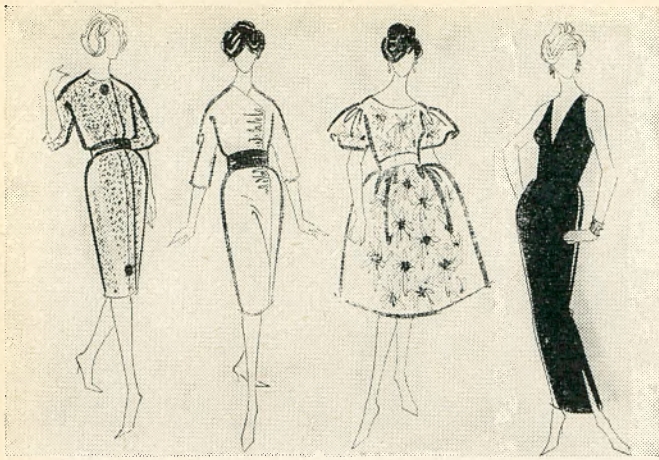
Die Lebenserwartung der Frauen ist seit der letzten Jahrhundertwende gewaltig gestiegen: Damals wurden 92 Prozent aller dreißigjährigen Frauen nur vierzig Jahre alt. Heute erreicht die gleiche Anzahl das Alter von 55 Jahren. Um 1900 erreichte von den Siebzيجjährigen das 95. Lebensjahr nur eine einzige. Heutzutage aber sind es vier. Von den vierzigjährigen Frauen wurden um 1900 nur 75 Prozent sechzig Jahre alt. Von den heute Vierzigjährigen aber haben 90 Prozent die Chance, noch weitere zwanzig Jahre zu leben.

Der Hauptgrund für das verlängerte Leben der Frauen ist, wie das amerikanische Statistische Bundesamt festgestellt hat, in erster Linie dem Fortschritt der medizinischen Wissenschaft zu verdanken. Die errechneten Zahlen gelten für die Frauen aller zivilisatorisch höherentwickelten Länder.

Natürlich ist auch die Lebenserwartung der Männer seit der Jahrhundertwende angestiegen, wenn auch lange nicht in dem gleichen Umfang wie diejenige der Frauen. Die Gründe hierfür sind: der härter gewordene Existenzkampf des Mannes und seine geringere körperliche Widerstandsfähigkeit. Und so kommt es, daß es heute in Amerika dreimal soviel Witwen gibt wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

### Bade nach Maß!

In den USA ist das erste „Konturen-Bad“ auf den Markt gebracht worden. Es handelt sich dabei um eine Badewanne, die außen die normale Form hat, innen aber den Körperformen angepaßt ist. Offensichtlich hält man Frauen solchen Neuerungen gegenüber für aufgeschlossener als Männer, denn die ersten Konturen-Badewannen sind für schmale Schultern und breite Hüften „zurechtgeschneidert“. Breitschultrige und schmalhüftige Wannen sollen in Kürze folgen...



Die neue Modelinie — von früh bis spät

## UNSERE *M*ODE

### Die Jacken wurden länger

Die Kostüme haben ihre Silhouette durch längere Jacken verändert. Die Gürteljacke in dreiviertel oder siebenachtel Länge vor allem zeichnet die neue Linie der Kostümmode für 1959/60. Sie löste die superkurzen Jäckchen — Boleros und Spenser — ab und wird bald im Straßenbild genauso häufig zu sehen sein wie als Ergänzung festlicher Seidenkleider, über denen sie, mit verschiedenen langen Schößen und garniert durch kostbaren Pelz, getragen werden sollte. Meistens sind diese neuen, langen Kostümjacken durchgehend geschnitten, so daß man sie auch einmal ohne Gürtel, grade und

lose fallend, tragen kann. Und immer gehört ein schmalere, schmuckloser Rock dazu, dessen Saum etwa handbreit unter dem Knie endet und der seine Bewegungsfreiheit aus der sogenannten „Dior-Falte“ — dem mit Stoff unterlegten Schlitz — bezieht.

### Komplets in allen Variationen

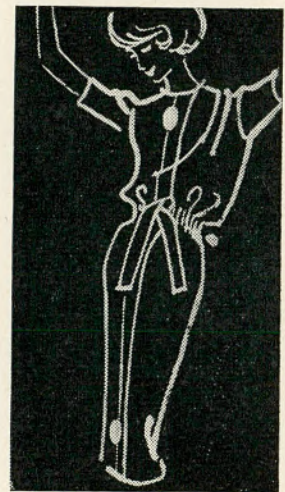
Nach wie vor spielt auch das Komplet wieder eine große Rolle. Ganz gleich, ob es sich nun aus Kleid und Jacke, Kleid/Mantel, Rock/Mantel oder auch aus Rock/jumperartigem Oberteil und langer Jacke zusammensetzt. Von früh bis spät sind sie zu tragen — diese praktischen Ensembles und

aus jedem Material. Der persönliche Geschmack und ein wenig modisches Gefühl schaffen mit etwas Zubehör darüber hinaus noch unbegrenzte Verwandlungsmöglichkeiten.

Hübsch sieht es aus, wenn das Futter der Jacken oder Mäntel aus dem Stoff der dazugehörigen Blusen, die ja wieder sehr wichtig geworden sind, gewählt wurde.

### Der Hänger bleibt Favorit

Die Mäntel der neuen Saison haben ihr Gesicht nur unwesentlich verändert. Noch immer dominiert der Hänger, der in Trapezform, in leichter Tonnenform — sich nach unten verjüngend — oder auch schmal und grade zur Auswahl steht. Kennzeichnend sind die großen — immer ein wenig halsfernen Kragen —, die mit Vorliebe mit langhaarigen Pelzen garniert sind: mit Luchs, Dachs, Fuchs, Waschbär, Biber, Feh oder Nutria. Und viele Mäntel erhalten ihre winterliche Note nicht durch aufgesetzten,



Legere, leichtgeschoppte Oberteile an Tageskleidern

### Typische Silhouetten der neuen Herbst- und Wintermode



sondern als Einsatz gearbeiteten Pelz. Auch Nerz-, Persianer- oder Biberkrawatten, im Ausschnitt der Kostüme und Mäntel geschlungen, sind eine hübsche Idee unserer Modeschöpfer.

Neben dem Hänger, der übrigens meistens einen Gürtel mitbekommt, damit man ihn auch einmal verändern kann, stehen der Redingote und der sportliche Mantel im Trenchcoatstil zur Wahl. Diese beiden Manteltypen sind in der Taille durchgeschnitten und eignen sich am besten für schlanke, junge Frauen und Teenager, die ihre zierliche Taille gern zum Blickpunkt werden lassen.

### Wendemäntel sind der Clou

Als Neuheit beschenken uns die Modeschöpfer den Wendemantel. Es ist der Mantel mit zwei Gesichtern, die man ganz nach Lust und Laune — vom Wetter ganz zu schweigen — abwechselnd nach außen kehren kann. Die eine Seite kann aus Tweed, die andere aus Kaschmir sein oder aber aus Pelz und Tweed. Noch einfacher ist es, einen Reversiblestoff — ein Gewebe mit angewebter gemusterter Abseite — zu verwenden. Diese Mäntel sind federleicht und warm zugleich. Sie sind für die Reise und fürs Auto wie geschaffen, knittern nicht, brauchen also nie ein Bügeleisen. Besonders schick ist es, unter dem Mantel ein Kleid zu tragen, das in seiner Farbe gut mit einer Mantelseite harmoniert, während der dazugehörige Gürtel genau zu der anderen Seite abgestimmt ist.

### Der Paletot als idealer Automantel

Weitere Favoriten der neuen Wintermode sind auch die Autocoats — je  $\frac{3}{4}$  oder  $\frac{6}{8}$  langen sportlichen Mäntel, die sich in ihren geraden, wenig stoffreichen Schnittformen auch dem engen Raum eines kleinen Autos besser einfügen als ein langer, weiter Mantel. Meistens gehört zu diesem sogenannten Autocoat ein schmaler Rock aus gleichem Stoff oder ein permanenter Faltenrock aus Synthetics, die es in allen Farben, in Schottenmustern und Streifen zu kaufen gibt.

### Kleider mit garnierten Rücken

Zu den beliebtesten Kleidern gehören wieder die Hemdblusenformen, die nicht nur für den Tag in allen Variationen zu sehen sind, sondern auch aus festlichen Stoffen gearbeitet, am Abend als die hübschesten und alle Frauen gut kleidenden „Anzüge“ ihre Gültigkeit haben. Charakteristisch für alle neuen Kleider sind die betonten, garnierten Rücken. Oft sieht es aus, als habe man das Kleid verkehrt angezogen, so schmucklos ist die Front, so phantasievoll gestaltet der Rücken. Vor allem die Dekolletés festlicher Kleider sind überwiegend auf den Rücken gerutscht, während die Oberteile vorn gerade- und hochgeschnitten und nur wenig ausgeschnitten von Schulter zu Schulter reichen. Auch große Kragen verlaufen vorn als breite, halsferne Blenden, während sie im Nacken tief heruntergezogen, mit breit auseinanderstrebenden Ecken enden.

### Der halbweite Rock setzt sich durch

Neu in der Silhouette ist der halbweite Rock, dem ein entsprechender Petticoat Stand gibt und der auch nicht ganz Schlanken ausgezeichnet steht. Sie geben in erster Linie Cocktail- und Tanzkleidern viel Schwung und Charme! Und natürlich gehört an ihre

oft breiten Niedergürtel oder angearbeiteten breiten Bunde eine „Dior-Rose“ — eine aus dem Stoff des Rockes geformte Rose!

### Unentbehrlich: ein „gutes Schwarzes“

Was wäre aber eine Wintersaison mit ihren kleinen und großen Festlichkeiten ohne das sogenannte „gute Schwarze“? Ohne ein schickes Nachmittagskostüm in Schwarz oder ein schmales, ein wenig drapiertes Kleid geht es einfach nicht. Man braucht es fürs Theater, für jede Einladung nach 17 Uhr und kann es — wenn es dekolletiert und von einem Jäckchen begleitet ist — sogar bis Mitternacht tragen. Unterschiedliches Zubehör — ein wenig Modeschmuck, farbige Handschuhe, mit denen ein Hütchen harmoniert, und eine bunte Seidenschärpe in der Taille geschlungen, lassen ein einfarbiges Kleid immer wieder anders erscheinen.



Wendemäntel aus federleichten Woll- oder Reversible-Stoffen

## Zum Selbstschneidern

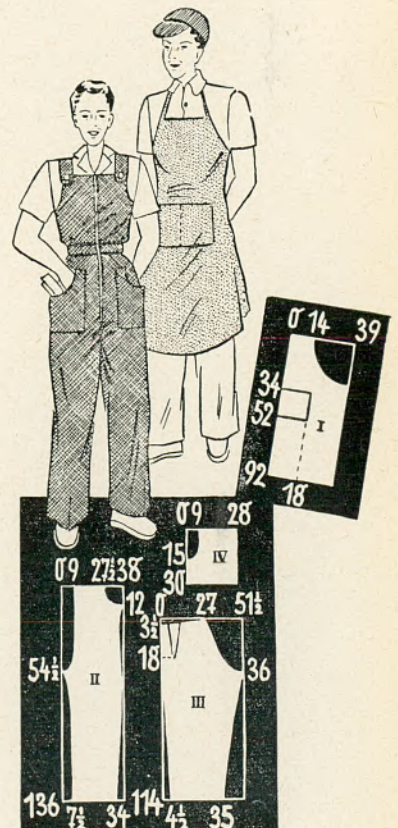
### Arbeitskleidung für Männer

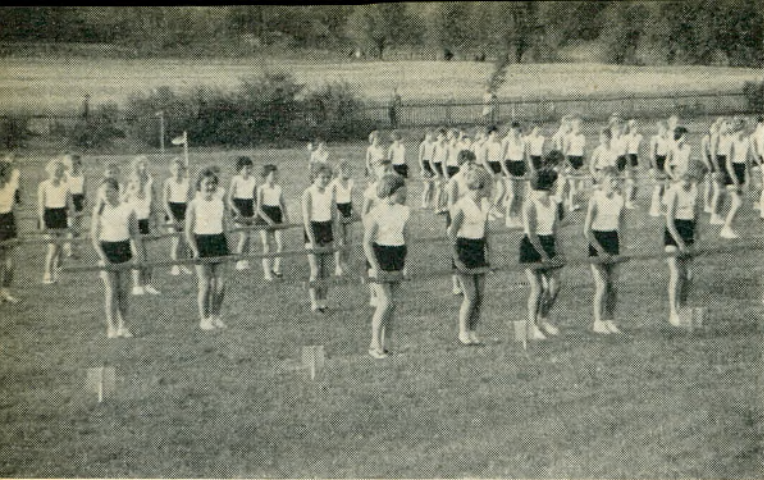
Auch diese Sachen empfehlen wir Ihnen einmal selbst zu schneiden. Sie können Geld dabei sparen und — unter uns gesagt —, wenn Sie im Nähen nicht so ganz sicher sind, es kommt ja in diesem Fall nicht so genau darauf an. Die Arbeitsschürze aus 1 m Stoff, 80 cm breit, wird nach Fig. 1 im Stoffbruch zugeschnitten und ringsum gesäumt. Trägerband  $1\frac{1}{2} \times 55$  cm, Bindebänder  $2 \times 60$  cm. Die aus den oben seitlich abfallenden Stücken zusammengesetzte Tasche wird oben gesäumt, aufgenäht und in zwei Felder abgesteppt.

Der Schutzanzug für 104 cm Oberweite erfordert 4 m Stoff, 80 cm breit. Figur II = Vorderteil, Figur III = hinterer Hosenteil IV = hinterer Oberteil. Träger  $4 \times 42$  cm, Gürtel  $4 \times 95$  cm, Taschen bildgemäß. Figur II und III sind je zweimal zuzuschneiden, Figur IV einmal im Stoffbruch. Die Vorderteile durch Einsetzen des 52 cm langen Reißverschlusses verbinden, unterhalb desselben die Mittelnahrt schließen. Die Taschen am oberen Rand säumen und aufsteppen. Bei Figur III die oben 5 cm breiten Abnäher ausführen, die hinteren Hosenteile durch Mittelnahrt verbinden und den hinteren Oberteil eingehalten ansetzen. Seiten- und Beinlingsnähte schließen, untere Hosenträger ränder säumen. Die oberen Anzugsträger mit Schrägstreifen sauber machen, dabei hinten die doppelten Träger mitfassen.

Die Gürtelenden beiderseits des Reißverschlusses befestigen, Träger vorn aufknöpfen.

G. W.





## Sommerschulfest

Auch mit der Kirchderner Schule, die inmitten unserer Siedlung gelegen ist, verbinden uns besonders enge Bande. Sie führte im September ein wohl gelungenes Schulfest durch, an dem die Kinder mit schönen Darbietungen ihre Eltern überraschten.

Arbeitsdirektor Alfred Berndsen, der durch Krankheit verhindert war, seine zugesagte Ansprache selbst zu halten, ließ folgende Ausführungen verlesen:

Wir können heute mit Stolz auf das fünfjährige Bestehen unserer Schule zurückblicken. Wir waren seinerzeit alle froh, daß durch die Fertigstellung der Schule der unglückselige Schichtunterricht und der weite Schulweg für unsere Kinder fortfielen. Die Schule, im neuzeitlichen Pavillonstil erbaut, erhielt die modernste Einrichtung. Nach neuzeitlichen Erkenntnissen wurde auch der Schulunterricht durchgeführt. Nach dem bekannten „Jenaer Plan“ wurde in den Klassen mit der Gruppenarbeit begonnen. Viele Eltern standen anfangs dieser Methode skeptisch gegenüber, wurden aber im Laufe der Zeit eines Besseren belehrt. Als wir anlässlich von Schulfesten und Besichtigungen die ersten Arbeiten aus den Gruppen vorgelegt erhielten, waren wir

**über die Leistungen überrascht.**

Sie hatten unsere Erwartungen weit übertroffen. Nach fünfjährigem Gruppen-Schulunterricht kann die Schule Material vorlegen, das höchste Anerkennung verdient. Dabei ist es ganz gleich, welches Lehrgebiet angesprochen wird. Mit Stolz kann unsere Schule unter anderem auf die von ihren Schülern selbst angefertigten plastischen Landkarten hinweisen.

So wie unsere Schule im innerbetrieblichen Bereich ihre Aufgabe ernst und gewissenhaft durchführte, so hat sie sich auch innerhalb unseres Gemeindewesens in Kirchderne zu einem verbindenden Faktor entwickelt. Die Schule hat einen völlig neuen Weg der Verbindung Schule — Elternhaus — Gemeinde beschritten. Ebenso hat diese Schule den Kontakt zu der sie umgebenden Arbeitswelt gefunden. Die Kirchderner Schule konnte einmal mit ihrer Verflechtung innerhalb der Gemeinde und



andererseits mit ihrer Verbindung zu unserer Hütte eine bürgerschaftsnahe und arbeitsverwandte Entwicklung nehmen. Das ist ein Vorteil für alle, für die Gemeinde, für die Bürger, für die Schule selbst, vor allem aber für die Kinder. Die Eltern können beruhigt der Schulentlassung entgegensehen. Ihre Kinder sind für die Lebensaufgaben gerüstet.

Unsere Kinder werden erst später die aufopferungsvolle Tätigkeit der gesamten Lehrerschaft zu würdigen wissen.

Sosehr wir Anlaß haben, uns über die Erfolge der verflossenen fünf Jahre zu freuen: Wir dürfen den Blick für das Ganze nicht verlieren. In unseren deutschen Landen ist auf dem Gebiet des Schulwesens noch sehr viel nachzuholen. Nach einer Veröffentlichung von Professor Heckel, Frankfurt, fehlen uns in der Bundesrepublik 63 000 Klassenräume. Ebenso bedrückend ist der große Mangel an Lehrkräften. Es bedarf aller Anstrengungen der zuständigen Stellen in Bund, Ländern und Gemeinden, diese für unser ganzes Volk bedrohlichen Zustände abzustellen.

Aus dem Zahlenmaterial des sonst noch fehlenden Bedarfs für die

#### **Volksbildung und Forschung**

sei noch eine Zahl herausgegriffen: Nach der gleichen Statistik von Prof. Heckel sind noch 3000 Turnhallen zu errichten. Auch der Kirchderner Schule fehlt die Turnhalle. Rat und Verwaltung der Stadt haben jedoch die hier zu bauende Turnhalle sowohl im Plan fertiggestellt, als auch im Etat veranschlagt. Nach dem ordentlichen Etat der Stadt Dortmund für das Rechnungsjahr 1959 wurden 680 000 DM für den Bau einer Turnhalle einschließlich Mütterberatungsstelle aus Kriegsschädenmitteln

veranschlagt. Ich hoffe, daß mit dem Bau alsbald begonnen wird.

Der Neubau soll in erster Linie unseren Kindern zugute kommen. Doch ebenso warten die Erwachsenen darauf, durch ihre Turnvereine wieder einen geordneten Turnsport betreiben zu können.

Arbeitsdirektor Berndsen wünschte der Schule für ihren zuversichtlich begonnenen Weg weitere Erfolge und ein herzliches Glückauf.

## *in Kirchderne*



im vierten Vierteljahr

**Hans Scholz / Chargesheimer**

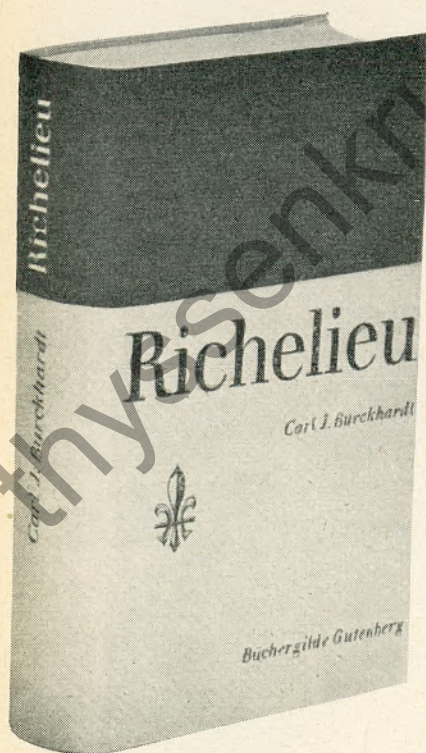
**Berlin**, Bilder aus einer großen Stadt  
Buch 484, Format 20×25 cm, Ganzleinen  
mit Schutzumschlag, 24 Seiten Text, 184 Bild-  
seiten mit 240 Fotos, Buchdruck, 10,80 DM  
Berlin bleibt doch Berlin! Mögen Grenz-  
steine und Stacheldraht aus der Großstadt  
Berlin zwei Städte gemacht haben, die  
eine schweigend und grau, die andere un-  
ter dem unvergessenen Ernst Reuter in  
bunter Mannigfaltigkeit aufblühend: die  
tapferste Stadt der Welt. Der Fotograf  
Chargesheimer hat diesem alten, neuen  
Berlin scharf ins Gesicht gesehen, Hans  
Scholz hat seine Heimatstadt in der aus-  
führlichen Einleitung auch in einem histo-  
risch interessanten Licht gezeigt.

**Carl J. Burckhardt**

**Richelieu**

Buch 487, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen  
mit Schutzumschlag, 447 Seiten Text und  
17 Bildtafeln, 7,05 DM

Das Buch ist eines der ausdrucksstärksten  
und lebensvollsten Geschichtsbildnisse, die  
in den letzten 30 Jahren geschrieben wur-  
den, gleich unanfechtbar in seiner wissen-  
schaftlichen Methodik wie stilistisch  
prägnant und psychologisch modern.



**Jerome Weidmann**

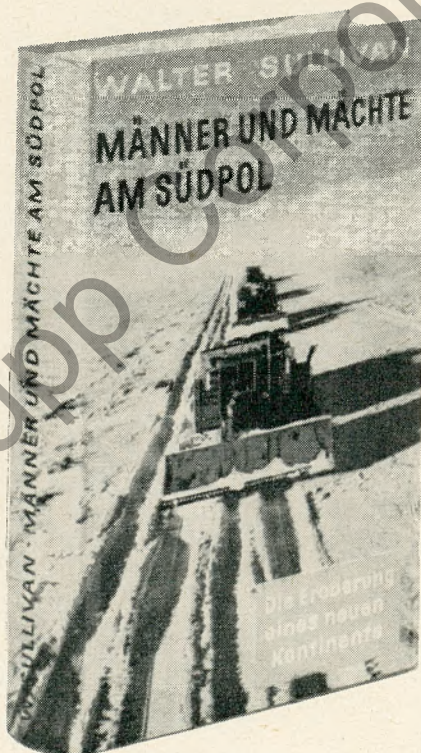
**Deine Tochter Iris**

Buch 481, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen  
mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 6,15 DM  
Um einen kranken Jungen zu retten, fährt  
der amerikanische Herzspezialist Dr. Mar-  
tin Dodd nach England, und Iris, seine  
junge Frau, begleitet ihn, aber dann  
kommt alles ganz anders, als Iris es sich  
vorher ausgedacht hat.

**Erica Lillegg**

**Vevi**

Buch 492, Format 13×19,3 cm, Ganzleinen  
mit Schutzumschlag, 180 Seiten mit Zeich-  
nungen von Dorothea Stefula, 4,05 DM  
Die charmante Geschichte der kleinen Vevi,  
die sich ein „Doppel“ machte, ist ein rei-  
zendes Buch für Mädchen ab 10 Jahre.



**Walter Sullivan**

**Männer und Mächte am Südpol**

Buch 489, Format 15,5×23 cm, Ganzleinen  
mit Schutzumschlag, 368 Seiten Text und  
16 Bildtafeln, 7,05 DM

Ein sehr fesselndes Buch, das nicht nur  
einen Bericht vom letzten Stand der Ant-  
arktisforschung gibt, sondern auch die  
Geheimnisse dieses Kontinents zeigt, der  
seit 300 Jahren Wissenschaftler und Aben-  
teurer beschäftigt.

**John B. Priestley**

**Laßt das Volk doch singen**

Buch 476, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen  
mit Schutzumschlag, 332 Seiten, 5,35 DM  
Ein wahrhaft fröhliches Buch: Ein ausge-  
dienter Varietésänger, der sich vergeblich  
um ein neues Engagement bemühte,  
sprengt ein Denkmal in die Luft, und nun  
beginnt eine wilde Hetzjagd.



**Traugott von Stackelberg**

**Manon de Carmignac**

Buch 475, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen  
mit Schutzumschlag, 283 Seiten, 4,50 DM  
Eine Liebesgeschichte von eindrucksvollem  
Zauber, die zugleich mehr ist als das: ein  
gesellschaftlicher Roman, der den Unter-  
gang des alten, bürgerlichen Europas und  
das Aufkommen einer neuen Ära schildert.



### Katie Mandisodza

#### Katie

Buch 477, Format 12,5 × 20,7 cm, Ganzleinen, 276 Seiten, 4,50 DM

Dieser autobiographische Roman einer Negerin spielt ausschließlich in der Welt der Eingeborenen und Farbigen in Kapstadt und Rhodesien.

### Reiner Zimnik

#### Jonas der Angler

Buch 490, Format 19 × 29,7 cm, Halbleinen, 72 Seiten mit vielen Bildern, 4,50 DM

Eine Geschichte voll Gemüt, mit herrlichen, witzigen Zeichnungen, an dem auch Erwachsene ihre Freude haben werden.

### Gedichte — Prosa

Buch 457, Format 12,5 × 20,7 cm, Ganzleinen, 732 Seiten, 6,15 DM

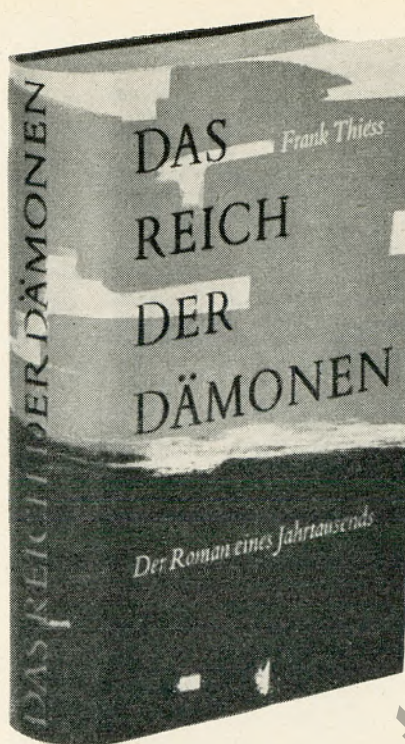
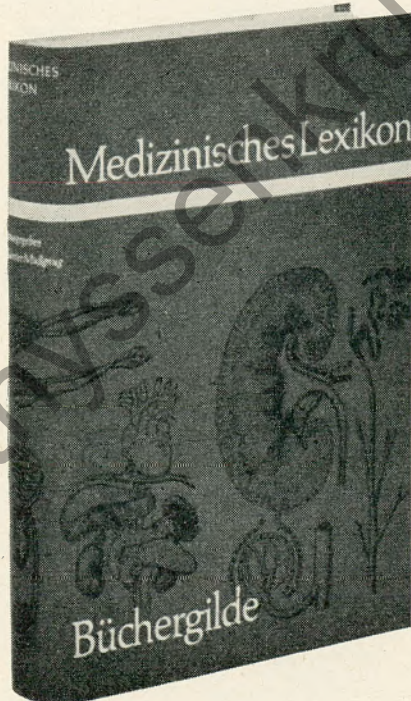
Inhalt: Gedichte in Auswahl. Erzählungen: Der Verbrecher aus verlorener Ehre; Der Geisterseher. Philosophische Briefe.

### Günter Mußnug

#### Medizinisches Lexikon der Büchergilde

Buch 488, Format 17 × 24 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 480 Seiten mit vielen Illustrationen, 10,80 DM

Dieses Lexikon vermittelt jedem an medizinischen Dingen interessierten Menschen viele Kenntnisse in einer allgemeinverständlichen Auslegung der wichtigsten medizinischen Begriffe. Die Merkmale einer Krankheit, die anatomischen und physiologischen Tatsachen der Medizin werden beschrieben, die neuen Heilmittel sowohl in ihrer Anwendungsmöglichkeit wie ihrer Wirkung beschrieben.



### Frank Thieß

#### Das Reich der Dämonen

Buch 482, Format 12,5 × 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, etwa 700 Seiten, 8,10 DM

„Der Roman eines Jahrtausends“ umfaßt die Epoche der klassischen Kultur Griechenlands bis zur Frühzeit des Byzantinischen Kaiserreichs. Ein überaus spannendes Buch.

### Französisches Theater

Buch 483, Format 12,5 × 20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 456 Seiten, 7,05 DM

Der zweite Band in unserer Reihe „Theater der Gegenwart“ enthält die Stücke: Giraudoux „Kein Krieg in Troja“; Jean Anouilh „Jeanne oder die Lerche“; Paul Claudel „Verkündigung“; Albert Camus „Die Gerechten“; Jean Paul Sartre „Bei geschlossenen Türen“; Eugène Ionesco „Der neue Mieter“ sowie ein Nachwort von Siegfried Melchinger.

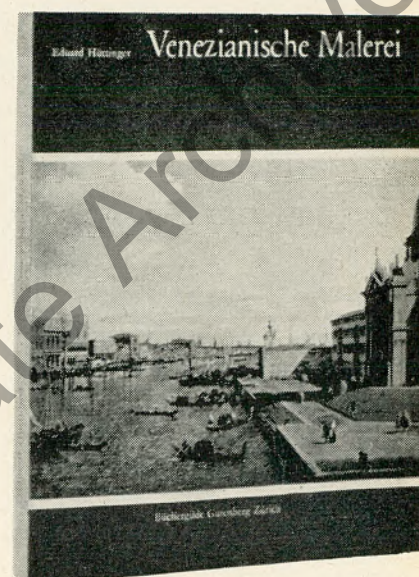
Die angegebenen Preise der Bücher gelten nur für solche Mitglieder der Büchergilde, die in unserer Kartei (Pressestelle) geführt werden. Der monatliche Mitgliedsbeitrag, der voll auf die Bücher angerechnet wird und für Werksangehörige 1,50 DM beträgt, wird monatlich von der Lohn- bzw. Gehälterkasse einbehalten. Bei Anfragen wende man sich an den Vertrauensmann des Betriebes bzw. der Abteilung oder unmittelbar an die Pressestelle, Stahlwerkstraße Nr. 119, Werkkruf 54 77 (Frl. Weu).

### Eduard Hüttinger

#### Venezianische Malerei

Buch 485, Format 23,5 × 30 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 196 Seiten mit über 100 teils farbigen Abbildungen, Tiefdruck, 16,20 DM

Das Werk zeigt fünf Jahrhunderte venezianischer Malerei, eines der glanzvollsten Kapitel abendländischer Kunst. Giovanni Bellini, Carpaccio, Giorgione, Tintoretto, Veronese, Francesco Guardi sind einige der Maler, von denen Bilder in diesem Band erscheinen.

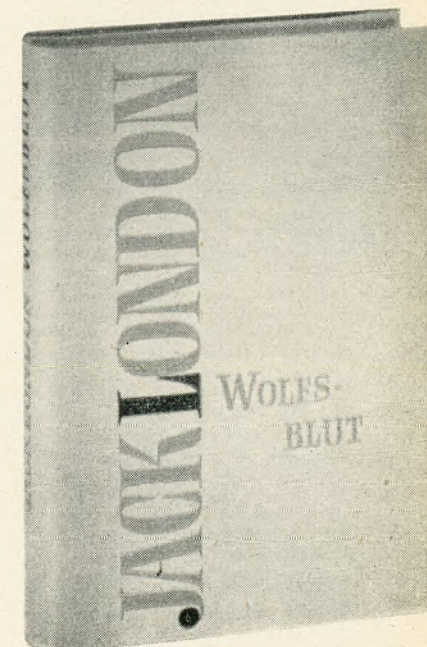


### Jack London

#### Wolfsblut

Buch 478, Format 12,5 × 19 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 228 Seiten, 4,05 DM

Ein abenteuerlicher Tierroman in einer großartigen Wildnis unter bösen und guten, feigen und tapferen Männern.



## „Ebenholz-Prinzeßchen“ wird Industriekaufmann

### Esther, Abebech, unsre Lehrwerkstatt und Afrikas Zukunft

Weshalb soll man hier nicht einmal mächtig pathetisch werden können. Denn: „Wie eine Gazelle“, sagte selbst Fräulein Kaltwasser, Betriebschef Freunds Sekretärin, als die zierliche Esther Haile Maskel aus Addis Abeba das Vorzimmer verlassen hatte. Der Besuch, noch ganz im Banne der tiefdunklen, in der Erregung eines wirklich und wahrhaftig stattfindenden „Interviews“ manchmal drollig „rollenden“ Augen, der ebenholzfarbigen, blauschwarzen Haare und des reizvollen Gegensatzes, den das zartrosa Organdykleid zu dem braunschwarzen Gesichtchen bildete. Der Besuch also lächelte „wie eine Prinzessin aus Tausendundeiner Nacht“.

Im Zuge der weltauftgeschlossenen Politik ihres Kaisers Haile Selassie steht der äthiopischen Jugend die ganze Welt offen. Die für Esther und Abebech Bekele zuständige äthiopische Gesandtschaft hat ihren Sitz in Bonn und hält ihren Arm fühlbar stark über die zarten Mädchen aus Addis Abeba und Harrar (und über die klugen und entschlossenen schwarzen Jungen, über die wir schon mehrfach berichtet haben).

Mindestens zweimal im Jahr lädt diese Gesandtschaft ihre weiblichen und männlichen Studenten zu einem Treffen ein: zu Weihnachten und „zu Kaisers Geburtstag“ am 23. Juli. Dann wird gefeiert, natürlich, dann wird aber auch geistig und seelisch gestärkt und vertieft, was jede oder jeden zu dem tapferen Sprung in die Welt veranlaßt hat. Und der Mut, der an den fremden Lebensgewohnheiten und der fremden Sprache und den allgemeinen Anforderungen und dem Fremdbleiben im fremden Lande manchmal etwas müde werden mag, wird gestützt durch einen Hinweis auf das Ziel, auf die Heimkehr, auf die man stolz sein darf, wenn man das heimbringt, was der Kaiser will: eine Urkunde, ein Zeugnis darüber, daß man sich das technische Rüstzeug angeeignet hat für ein Volk, das bestehen will im technisch-wirtschaftlich bestimmten Rennen um den Preis der Nationen, um den Preis der Rassen.

### „Ich wollte nach Deutschland!“

Wenn die feingliedrigen Kinder des schwarzen Erdteils in die Büros und die Werkstätten des weißen Mannes gehen, um ihm sein Wissen abzulernen und seine Kniffe abzugucken, dann steckt viel mehr dahinter, als sich in einem Artikel oder in einem Buch oder in vielen Büchern sagen läßt.

Auch der Satz, den Esther schon so viele Male wiederholt hat und der uns so schmeichelhaft klingt: „Ich wollte nach Deutschland!“, enthält eigentlich eine ganze kolonialgeschichtliche Vorlesung:

Esthers Vater, lange Jahre praktischer Arzt in Harrar, dann Amtsarzt im Erziehungsministerium von Addis Abeba, mit besonderer Verantwortlichkeit für Schulen und Hospitäler, wollte, daß sie, wie vor acht Jahren ihr älterer Bruder, nach London ginge. Der große Bruder, inzwischen Ingenieur geworden und nun auch heimgekehrt, hätte der kleinen Schwester alle Wege ebnen, ihr so etwas wie ein Nestchen bauen können. Aber Esther wollte nicht. Wege könnte sie sich selber suchen, irgendeinen kleinen Raum zum Leben fände sie schon, und vor allem: „Nur nach Deutschland!“

Wir haben uns dann, teils englisch, teils deutsch, teils fragend, teils nickend darauf geeinigt, daß nach allem, was Esther in acht Jahren Volksschule und drei Jahren Handelsschule über geopolitische Zusammenhänge gehört hatte, ihr keinen Mut für einen Flug in die Welt machte. „Konservativ“, das war der Ausdruck, den die siebzehnjährige Esther für alles fand, was nicht nur Äthiopiern unverständlich blieb und bleibt an den einstigen Inhabern von Weltreichen.

### „Die Deutschen sind so freundlich!“

Das war der nächste Satz, zu dem sich Esther verstand, nachdem sie erzählt hatte, daß „mein Großvater bei einem deutschen Arzt gearbeitet hat. Der war wunderbar!“ Dieser deutsche Arzt hat den Großvater sogar einmal mit nach Venedig genommen, und die Jugend von Esthers Vater und Esther und ihrer vier Geschwister Kindheit war überglänzt von Großvaters Erzählungen von Venedig, der goldenen Königin der Meere.

Venedig — um das vorwegzunehmen — ist Esthers Hobby, soweit man das Wort anwenden will für den einzigen romantischen Traum, den sich ein kleiner, künftiger, schwarzer, vielleicht 70 Pfund schwerer „Industriekaufmann“ gestattet für den Augenblick, da die Ausbildung bestanden und die Urkunde vorhanden wäre: Vielleicht, auf der Heimreise dann, aber allein, ganz allein: Venedig ...

### Hobby: Sprachen

Das eigentliche Hobby sind bei diesem Mädchen — das schon auf der Volksschule wußte, daß es Auslandskorrespondentin werden mußte, koste es, was es wolle — fremde Sprachen. Zu dem heimischen Amharich kam sehr bald Englisch und dann Deutsch. Englisch wird bereits in Kurzschrift beherrscht, deutsche Stenographie verlangt der „Industriekaufmann“. Das genügt aber noch nicht: zweimal in der Woche abends Berlitz-School oder im kommenden Herbst und Winter Fritz-Henßler-Haus — so wird Französisch erarbeitet werden, mit Kurzschrift, versteht sich!

Esther weiß, warum sie den ursprünglichen Ausbildungsplan, der in Stuttgart etwa mit einem halben Jahr Handelsschule und drei Jahren sanitärer Ausbildung (Ziel Krankenschwester) verankert war, gesprengt hat: Das Letzte, das Äußerste kann man sich nur abverlangen, wenn man richtig eingesetzt wird. Und Krankenschwester, das war es nicht. Wenn es nun aber die Auslandskorrespondentin ist, die hier „Industriekaufmann“ genannt wurde — da war man bereit, sich mit seinem ganzen Wesen und Wissen und einer verbissenen Lernbereitschaft hineinzuwerfen, um zu beweisen, daß man etwas will und kann.

Wer den Mut hat, seinem Kaiser zu sagen: „So nicht!“, der muß dem Kaiser auf der anderen Seite eines Tages eine Urkunde reichen, die es in sich hat!

Esther steht morgens um 5 Uhr auf, macht sich mit Tauchsieder in ihrem Zimmer im DRK-Heim in der Beurhausstraße eine Tasse Kaffee und ist um 7 Uhr in der Lehrwerkstatt. Bald werden wir ihr auch in anderen Abteilungen der Hauptverwaltung begegnen, denn die Ausbildung

als Industriekaufmann ist vielseitig. Die ersten paar Monate unter der Obhut des Betriebschefs Freund und seines auf das Wollen und Wünschen, das Bemühen und das Können der Jugend eingestellten Stabes haben Esther ein Fundament unter die Füße geschoben.

#### **Abebech war Luft-Stewardess**

Esther — die mit Abebech Bekele im Heim zusammenwohnt, auch mit Abebech gemeinsam in der Werksschänke die Mahlzeiten ißt, die so anders schmecken, weil Paprika nicht in den zu Hause gewohnten Mengen verwendet wird und weil man „Ochsenfleisch“ besser kennt und „Flieger“ (wie bitte?) „hen...“ (ach so, Geflügel!) —, liest nachmittags zu Hause bei einer Tasse Tee. Um halb acht abends gibt's im Heim die Abendmahlzeit. Dann geht man dreimal in der Woche in ein Hotel gegenüber, das einen Fernsehapparat besitzt. Esther und Abebech mögen gern Fernsehen, und „Nachrichten und Politik“, das ist's, was beide brennend interessiert.

Abebech, Kriegswaise, einziges Kind ihrer Mutter, hat schon ein bißchen mehr hineingeschnuppert in das praktische Leben als Esther: Sie war Luft-Stewardess auf den äthiopischen Linien. Es genügte ihr nicht. Weil sie kräftiger ist, macht ihr die praktische Arbeit am Schraubstock nichts aus. Und wenn sie Hilfe brauchte — sie hätte unter den Lehrlingen Hunderte von Kavalieren, unter den jungen Mädchen unseres Betriebes Kameradinnen, soviel sie will.

#### **Das Buch vom Eskimo**

Abebech liest auch in unserer Lehrlingsbücherei. Gleich, als sie kam, hat sie sich ein deutsches Buch geholt. Es sah sehr vielversprechend aus: „Durch die weite Welt“ hieß es, und oben auf dem Titelbild war ein Eskimo. Der interessierte das Mädchen, das vom Äquator kam. Sie kommt nicht sehr schnell vorwärts damit. Aber andere Leute lassen sich ihre ausgeliehenen Bücher auch verlängern. Und — was stürmt auf diese jungen Köpfe noch ein an Dingen, die uns ganz selbstverständlich sind!

Das einzige, was den jungen Äthiopierinnen etwas zu schaffen macht, ist das Klima bei uns. Es ist ihnen nicht, wie man meinen möchte, im Winter zu kalt: Es ist ihnen im Sommer zu heiß! Den warmen, aber frischen Höhenwind in Addis Abeba gewöhnt, leiden sie unter der Stickigkeit und wohl auch unter der Fönanfälligkeit unseres Flachlandes.

Und eins tut wohl zu hören: Sorgen materieller Art haben sie nicht. Ihr Stipendium und die Erziehungsbeihilfe und Mutter oder Vater zu Hause sorgen gemeinsam dafür, daß das „Werkstudententum“ nicht die mörderischen Ausmaße annimmt, die es für die Söhne und Töchter des weißen Mannes hatte und hat.





Laternen  
leuchteten  
den  
Herbst ein

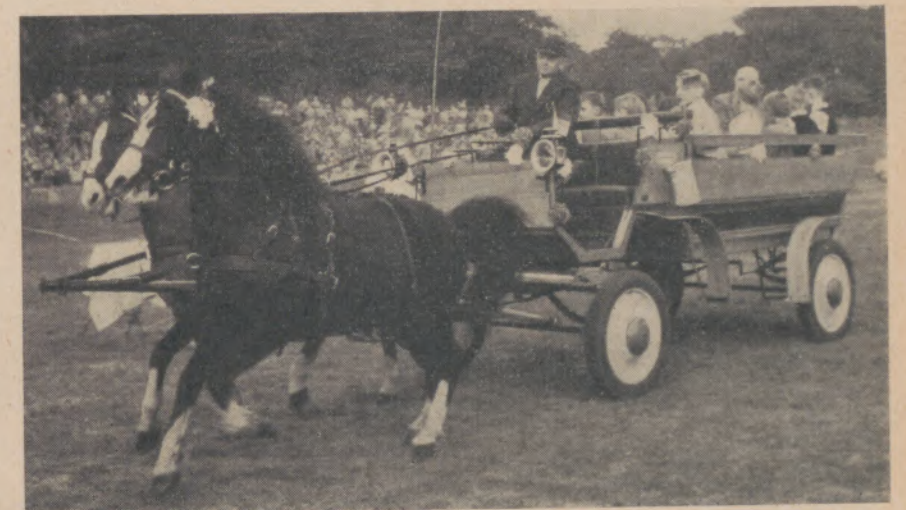
„Wenn wir uns schon damit abfinden müssen, daß es Herbst wird, dann wollen wir ihn wenigstens feiern!“ dachten Eltern und Kinder unserer Belegschaft und des weiteren Nordens am 23. September und trafen, von Sozialabteilungsleiter Steegmann herzlichst begrüßt, in gewohnter Mehrtausenderzahl in der Kampfbahn unserer Sport- und Erholungsanlagen ein. Werkspiellmannszug und Werksorchester (in lustiger Verkleidung), das Kinderballett Vera Vacano — das alles hatte schon auf den Plakaten gestanden. Wen oder was bedeutete das große schwarze Fragezeichen? Nur ein Erwachsener kann so dumm fragen! Jedes Dortmunder Kind weiß, daß für immer neue spaßige Einfälle, für improvisierte Wettbewerbe mit Überraschungsgewinnen Onkel Albert verantwortlich zeichnet samt seinen Clowns Pi, Po, Pepi und dem dummen August, der in diesem Jahr sein achtundzwanzigstes Arbeitsjubiläum feiert. Jawohl. Darum durfte er ja auch „Denkmal“ sein und zum brausenden Jubel aller Zuschauer abgestaubt und abgespritzt werden. (Wenn wir mal gar nicht wissen, was wir an den langen Winterabenden machen sollen, gibt das eine gute Vorlage für ein Gesellschaftsspiel!)

Ein Hula-Hoop-Wettbewerb, unter einem halben Hundert Kinder aller Altersklassen im Walzertakt absolviert, wies eine winzige, blonde Ute und eine kaum größere Elvira als vom Publikum einstimmig er-

klatschte Siegerinnen aus. Vor dem Mikrophon erklärte Ute, die erstaunliche Fertigkeit im Hüftenschaukeln hätte ihr Oma beigebracht... Während schon das Kinderballett Vacano, allerliebst kostümiert, zierlich-zackige Proben seiner munteren Kunst gab, brauste, von Max und Moritz feurig gezogen, der Festwagen in die Arena, an Herrn Arbeitsdirektor Berndsen vorüber, der es sich nicht nehmen ließ, ein paar frohe Stunden inmitten seiner Kinder zu verbringen, und damit begann für die glücklichen Gewinner von Freikarten die stolze Kutschfahrt durch die Parkanlagen.

Der Kreis, den der Kutschwagen beschrieb, war weislich so bemessen, daß den Insassen von den lustigen Programmnummern auch nicht ein einziger Spaß verloren ging. Einen buntbewimpelten Sommerstock konnte man immer noch erben, wenn man zurückkam, und man weiß aus Erfahrung, wann man am aussichtsreichsten Vati oder Mutti um ein Eis anbettelt.

Außerdem trug man im erwartungsvoll geschlossenen Fäustchen die „Fackel“, die Laterne mit Stock und Kerze, die sich später von den Lichterketten der Parkillumination so herrlich bunt ausnahm. „Laterne, Laterne“, so ein Fackelzug ist immer der schönste Ausklang eines Kinderfestes und eines Sommers, dem man in Erwartung weihnachtlicher Freuden sowieso leicht scheiden sieht, wenn man Kind ist. Und außerdem: Es kommt ja immer wieder einer nach.





Max Barthel (Mitte) erzählt. Links der Direktor der Städt. Volksbüchereien, Fritz Hüser, der ein besonderer Freund der Arbeiterdichtung ist

## Max Barthel

Wie schwer ist es heute, daß sich drei Menschen treffen! Da haben wir geschrieben und telefoniert und Verabredungen getroffen, die allesamt platzten. Da kam dem einen „etwas dazwischen“, dann dem anderen. Wir sind ja „so gejagt“, Selbst ein Dichter — ein Mann der Beschaulichkeit, der Romantik, der Muße und Selbstbesinnung — kann sich dem „Tempo der Zeit“ nicht ganz entziehen.

Und nun sitzen wir doch beieinander, endlich. Wir sind im sonnenüberstrahlten Wohnzimmer von Max Barthel auf halber Höhe des Elzenberges mit dem herrlichen Blick auf Niederbreisig. Wir klönen — wie könnte es anders sein — vom Früher, von politischen Dingen, von der Zeit der Jugend und Jugendbewegung und von Max Barthel selbst. Und das ist er:

Er wurde am 17. November 1893 in Dresden-Loschwitz als Enkel von Bauern, Handwerkern und Winzern geboren. Der Vater war Maurer und Steinmetz, ein Mann, der sich auch kurze Zeit erfolglos als Bauunternehmer versuchte. Die Mutter kam aus bäuerlichen Kreisen, sie liebte

Blumen, ihre Sehnsucht waren große Reisen, sie kam nie weiter als nach Berlin. Am Rande der Stadt wuchs Max Barthel mit seinen Geschwistern auf. Als er zehn Jahre alt war, starb der Vater. Da regte die Mutter mit ihren Kindern die Hände, und alle bemühten sich ums Brot. In den freien Stunden arbeitete Max bei einem Gärtner für sechs Pfennig Stundenlohn; im letzten Schuljahr war er Obstpflücker an den Landstraßen.

Mit Dreizehn schrieb er die ersten Gedichte, das heißt: Das namenlose ES stimmte durch ihn den großen Lobgesang, die erste Bußpredigt an. Nach der Volksschule kam er in die Fabriken und war lange Zeit ungelerner Arbeiter. Die Ferne lockte, die Landstraße, die fremden Länder.

Das Leben war seine Schule. Er wanderte durch Deutschland, kam in Prag wieder an die Elbe. In den Hellerauer Werkstätten für Handwerkskunst lernte er den Dichter Alfons Paquet kennen, der lange Zeit sein Vorbild war. Max schloß sich der sozialistischen Arbeiterjugend an und hieß „der

Dichter Barthel“ im Gegensatz zu den vielen anderen Barthels.

Eine neue Wanderschaft brachte ihn bis Neapel. Er blieb dann einige Zeit in Zürich, tippelte aber bald wieder los, über Straßburg und Metz nach Belgien, wurde dort abgeschoben, saß zum erstenmal in einem Gefängnis. Von Köln fuhr er dann auf einem Schleppkahn nach Rotterdam. Ja, es war schon ein verwegenes Dasein: mit zwanzig Jahren „freier Schriftsteller“, ein Träumer und Weltverbesserer, ein Vagabund und Romantiker. Dann kamen 40 Monate Front in den Argonnen und in den Vogesen. Zwei Versbücher wurden veröffentlicht: „Verse aus den Argonnen“ und „Freiheit“. Nun wurde Barthel mit Lersch, Bröger und Engelke den sogenannten „Arbeiterdichtern“ zugezählt.

Die Revolution warf ihn auf die linke Seite der Arbeiterbewegung. Er saß einige Monate im Gefängnis. 1919 fuhr er nach Berlin und blieb dort bis 1938. 1920 erschien sein Gedichtband „Arbeiterseele“, erschien auch ein kleines Bändchen Er-

zählungen: „Das vergiftete Land“. Große Reisen brachten ihn bis nach Omsk und Astrachan, nach Stockholm und auf die Lofoten, nach Rom und Wien.

1925 erschien sein erster Roman „Das Spiel mit der Puppe“. Dann schrieb er zwei Bände soziale Reportagen: „Deutschland“ und „Erde unter den Füßen“. Ein neues Gedichtbuch nannte er „Botschaft und Befehl“ und das andre, das 1938 im Propyläenverlag in Berlin erschien, „Danksagung“. 1938 ging er dann nach Dresden und gab dort zwei Familienzeitschriften heraus, Not- und Brotarbeit, wurde dann als Wachmeister der Schutzpolizei eingezogen und als Kriegsberichterstatter nach Rumänien und Polen geschickt. Er kam verwundet nach Hause, erlebte den Bombenangriff auf Dresden. Er sah den Einmarsch der Roten Armee, die er noch als „Rote Garde“ zwanzig Jahre früher in Petrograd und Odessa erlebte. Nach 1945 fand er eine neue Heimat am Rhein. Hier schrieb er sein Buch „Kein Bedarf an Weltgeschichte“, in dem er sein Leben, seine Wanderungen und Wandlungen schildert. Er ist glücklich verheiratet — seine Lisa ist ein Prachtmädchen! — und hat zwei Söhne und eine Tochter, in Berlin geboren.

Also: Er selber am Rande einer Stadt geboren, seine Kinder in Berlin. Die Mutter sehnte sich nach der Welt und träumte von ihren Schönheiten. Er tippelte durch halb Europa und sah sich die Welt an. Seine Söhne kamen weiter, einer bis auf die Osterinsel im Stillen Ozean, deren Schrift er entzifferte, der andre flog nach Mallorca als Journalist und ist künftiger Lehrer. Die Tochter hat einen Rheinländer geheiratet.

„Ist das nicht genug für einen Mann?“ sagt Max Barthel. So mag es sein!

## Max und Hanni

Im Ozeanfeld wagt, im ungenierten Frachtbogen  
Pant ist und so das Finnenwag der Harna,  
und Hanni kam, und Max gezogen,  
bis wandelten zu uns auf der Farn.

Es Pant blickt, in der Farnung grüne Farn  
und so das Welt war, auf und nicht wagen,  
die Farn bröckeln im Farn das Farn,  
bis und in die Farnung gezogen.

In Rom Pant, in Farnung und Farnung  
und bin zu Farnung Farnung gezogen,  
in Farnung, mit Farnung Farnung  
die Farnung Farnung Farnung —

Und so ist Pant, in Farnung und Farnung,  
ob in Farnung, ob in Farnung Farnung  
und in Farnung und Hanni, aufgezogen  
in Farnung der Farnung Harna.

Für Farnung Farnung  
Farnung Farnung Farnung Farnung  
28. 7. 59  
Walpurgis,  
Farnung Farnung Farnung Farnung  
Frühling 1918

Und hier seine wesentlichen Werke:

### Gedichte

- „Verse aus den Argonnen“ (1916)
- „Freiheit“ (1917)
- „Revolutionäre Gedichte“ (1919)
- „Arbeiterseele“ (1920)
- „Die Faust“ (1920)
- „Das Herz in erhobener Faust“ (1920)
- „Lasset uns die Welt gewinnen“ (1920)
- „Utopia“ (1920)
- „Überfluß des Herzens“ (1924)
- „Botschaft und Befehl“ (1926)
- „Schulter an Schulter“ (1934)

### Spiele und Sprechchöre

- „Der eiserne Mann“ (1924)
- „Licht- und Schattenspiele“ (1927)

- „Ins Leben hinein“ (1929)
- „3 kleine Sprechchöre“ (1930)

### Novellen und Erzählungen

- „Das vergiftete Land“ (1922)
- „Der Platz der Volksrache“ (1924)
- „Die Knochenmühle“ (1924)
- „Der Weg ins Freie“ (1924)
- „Die Mühle zum toten Mann“ (1927)
- „Wanderschaft“ (1927)
- „Wettrennen nach dem Glück“ (1931)

### Romane

- „Das Spiel mit der Puppe“ (1925)
- „Der Mensch am Kreuz“ (1927)
- „Der Putsch“ (1927)
- „Aufstieg der Begabten“ (1929)
- „Blockhaus an der Wolga“ (1929)

- „Das Gesicht der Medusa“ (1931)
- „Der große Fischzug“ (1931)
- „Das unsterbliche Volk“ (1933)
- „Deutsche Männer im roten Ural“ (1938)
- „Das Land auf den Bergen“ (1939)
- „Das Haus an der Landstraße“ (1942)
- „Die Straße der ewigen Sehnsucht“ (1942)

### Reiseberichte

- „Vom roten Moskau bis zum Schwarzen Meer“
- „Die Reise nach Rußland“
- „Der rote Ural“ (alle 1921)
- „Deutschland“ (1926)
- „Erde unter den Füßen“ (1929)

### Autobiographischer Lebensbericht

- „Kein Bedarf an Weltgeschichte“ (1950)

## **Volksversammlung**

Du gehst mißmutig zur Versammlung.  
Du sagst: Nützen die Reden etwas?  
Da lauschst du auf! Ein Schlag hat dich getroffen.  
Du fühlst, wie die Glut in dir wächst,  
Und bist der Gläubiger einer.  
Hart fallen die Worte des Redners in dem rauchigen Saal  
Und pochen hammerschwer an die Stirnen der Menschen.  
Abstimmung!  
Wer stimmt mit ja?  
Hastig stoßen die harten, zerschundenen Hände hoch.  
Und über dem Pfeilergewirr der Arbeiterarme  
Rundet sich mächtig im Augenblick  
Die Kugel der Welt.

## **Arbeiterseele**

Ein blutjunger Vogel hat sich durchs Fenster verirrt,  
Dorthin, wo die Maschinen poltern.  
Und ängstlich, scheu flatternd, durchhuscht er den Raum  
(Wie eine befleckte Arbeiterseele, die ans Licht will).  
Ein schlängelnder Riemen erfaßt den Flüchtling  
Und zerrt ihn blitzschnell zur Welle.  
(Laut pocht das Herz der großen Maschine!)  
Was weiter? Nichts — eine Alltagsgeschichte.  
Leuchtend wie eine taufrische Rose  
Blüht an der Decke ein Blutfleck.  
Und den Kadaver des Vogels hat der Exhaustor verschluckt.  
(Durchs Fenster flog eine blutjunge Schwalbe!)

## **Mairuf**

Wenn du im Mai die Arbeiter heimkehren siehst  
Und die Frauen und Mädchen aus den Fabriken,  
Möchtest du aufbrüllen:  
Brüder, Schwestern, so schaut doch um euch!  
Greift mit euren gequälten Händen  
In das Geblühe der jungen Bäume,  
Packt die Erdenlust,  
Preßt sie wie Trauben,  
Und schlürft den süßen Wein in euch!  
Nehmt doch den Frühling mit in die Werkstatt —  
Er wird euch predigen:  
Um mich müßt ihr kämpfen!

**Aus den Werken,  
die sich in unserer  
Bücherei befinden:**

## **Die Stadt**

Aus diesem Kerker, steil geschichtet,  
Bricht meiner Seele Wanderschrei.  
Ich hab ein neues Land gesichtet.  
Ich bin bereit. Ich mach mich frei.

Die Werke stoßen Feuerfahnen  
Steil in den Himmel und sind toll.  
Auch ich will mir die Wege bahnen,  
Auch ich bin roten Feuers voll!

Aus diesem Stein- und Hungerhaufen  
Gehn viele Straßen in die Welt.  
Ich will die Himmelstraße laufen,  
Auf die der Tau der Sterne fällt.

Ich will nicht immerfort bezügelt  
Der Arbeit schwere Mühle drehn:  
Ich will befeuert und beflügelt  
Nach Bergen und nach Meeren gehn!

Hier, wo sich alle Kraft versammelt,  
Ein Strom, der Millionen trägt!  
Die Quelle grüß ich, die aufsammelt,  
Weil keusch ihr kühles Seelchen schlägt.

Aus diesem Stahl- und Feuerringe,  
Der donnernd dich und mich umschlingt,  
Will ich zum Urgrund aller Dinge,  
Daß sich mein Herz zur Demut zwingt.

Mich quält das tote Bücherwissen,  
Die laute Stadt aus Schweiß und Stein:  
Mein Herz will einmal hingerissen,  
Erhöht und überwältigt sein.

Die Übermacht der vielen Sterne!  
Der Brandung Gischt und Donnerton!  
Das alles bist du, trunkne Ferne:  
Ich bin bereit. Ich bin dein Sohn.

Rummel und viel Betrieb auf der Kirmes, dem Jahrmarkt, der Vogelwiese, dem Wurstmarkt, dem Heimatfest. Da kommen die fahrenden Leute mit den motorisierten Wohn- und Lastwagen, laden aus, bauen auf: die Achterbahn, die Bier- oder Weinzelte, die Schießbuden, die kleine oder die große Tierschau, das Wachsfigurenkabinett, die Würfelstände und Eissalons, die Würstchenbuden, und alles mit dem großen Bumm und Trara. Das jubelt und kreischt, das lacht und vergnügt sich. Luftballons schweben leicht dahin, Tanzkapellen schmettern, die Ausrufer überschreien sich. Und inmitten der Festwiese neben der Autoarena steht das Karussell, das für große und für kleine Leute.

Noch heute liebe ich das Karussell, wie ich es schon als Kind liebte, noch heute wage ich ab und zu eine Fahrt in der kleinen Kutsche mit den weißen Schwänen, auf einem sich bäumenden Holzpferde oder in einem der viel zu kleinen altmodischen Autos ohne Motor. Die Glocke tönt, die Fahrt beginnt. Es ist eine Fahrt im Kreise, eine Fahrt in der Unendlichkeit des Kreises. Aussteigen während der Fahrt gibt es nicht, einmal begonnen, muß die Rundreise bis zum Ende durchgehalten werden.

Traumfahrten der Wirklichkeit. Musik und Glanz. Feuerwerk. Der Hauptgewinn und die Trostpreise, die dickste Dame der Welt, der indische Schlangenbeschwörer, die Dame ohne Unterleib, der größte Zwerg, der kleinste Riese der Welt! Und dann: Lion, der Löwe aus dem Atlasgebirge, Oskar, das sprechende Pferd, Laura, die Wahrsagerin, Bellissimo, der großartige Clown. Weiter: Zauberbrillen, venezianisches Speiseeis, Würfelbecher und Glücksbuden. Der Bummel durch den Rummel, ein billiger Garten Eden, eine Traumfabrikanlage, und am Schluß das große Feuerwerk mit seinem bengalischen Geleuchte, den Raketen und den Lichträdern, ein Gruß an die Sterne und an den Mond.

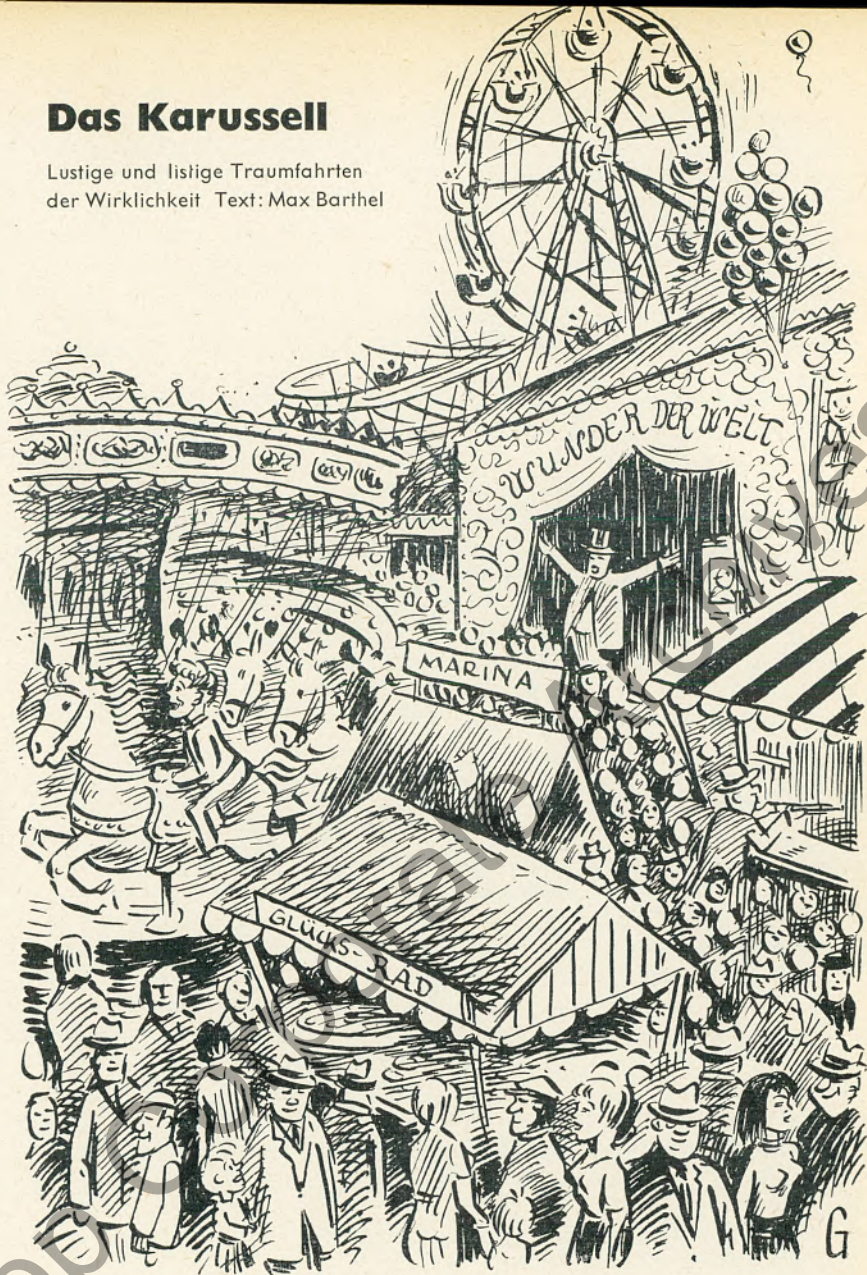
Viele von uns, den Erwachsenen, sind immer noch, auch wenn sie's nicht gern zugeben, wie Kinder, die großäugig die Wunder bestaunen, die des Rummels. Haben sie den letzten Groschen ausgegeben, wollen sie immer noch eine Runde fahren, die letzte, die schönste. Und oft wird diese Runde gefahren, sichtbar vor den Augen der namenlosen, staunenden, immer zur Bewunderung bereiten Masse. Und da fahren sie nun, die längst keine Kinder mehr sind, da fahren die großen, die erwachsenen Leute auf dem Karussell des Lebens ihre Runde, kühn oder frech und mit einem Wunschtraum im Herzen...

### 1. Amadeo

Bitte einsteigen zur ersten Runde. Ich stelle vor: Amadeo, den Mann mit dem großen

## Das Karussell

Lustige und listige Traumfahrten der Wirklichkeit Text: Max Barthel



Mund, den Wackelohren und den traurigen Augen, früher ein sehr bekannter Clown, ein Spaßmacher und Prügelknabe zugleich, der dumme August mit den großen Latschen, den karierten Hosen und dem langen Frack, eine Rose angesteckt, eine am Frack, eine andere am Hut, den Frauen zugetan, leicht zu Tränen gerührt. Amadeo, heute abgeschminkt und ohne Frack, ein Mann mit einundsiebzig Jahren in einem abgetragenen dunklen Anzug. Diesen Amadeo lernte ich vor Jahren auf einem Berliner Rummel kennen, sein Stern war längst im Sinken und berührte schon den blauen Dunstschleier des Vergessens zwischen Himmel und Erde. Amadeo, ein Künstlername, von Amadeus kommend. Wer hieß so auch noch! Mozart. Ja, Mozart liebte unser Clown sehr. Daneben blies er die Hirtenflöte und — das Saxophon.



Wenn er auftrat und mit den abstehenden Ohren wackelte, erhob sich ein schallendes Gelächter. Da hob er erschrocken beide Hände, den großen Mund riß er auf, die schwermütigen Augen — und immer toller wurde das Lachen.

Nun machte er seine Späße, ließ sich ohrfeigen, nahm die Fußtritte gelassen hin (der Gerechte muß viel leiden), kämpfte mit einer Rose in der Hand gegen einen Kerl mit dem Knüppel, blies die Flöte, wenn der andere auf die Pauke haute — kurz und gut, er war ein großer Künstler und sehr beliebt.

Aber mit der Zeit wurden seine Späße so traurig und sein Weltschmerz so zur Wirklichkeit, daß die Zuschauer murrten und pfften. Da half auch das Ohrenwackeln nichts mehr. Er war einfach zu alt. Und da warf ihn der Budenbesitzer 'raus, feuerte ihn auf die Straße. Amadeo konnte nun im Spiegel Grimassen schneiden und sich mit Rosen schmücken und wurde nicht satt davon. Armer alter Clown, wie haben die Menschen einmal über dich gelacht, Tausende, Hunderttausende in allen Tonarten und Beifallsstürmen...

Wie schön müßte es sein, dachte er nun, als sein bißchen Geld alle war, wie schön, sich einmal still und friedlich auszuruhen, sich nicht trampeln und verspotten zu lassen, nicht zu verlachen, nein, nur so still dazuliegen, eine schöne, klare Melodie im Herzen, eine von Mozart oder ein einfaches Flötenlied. Keine Schminke, nein, abgeschminkt, ein Mann, ein Mensch.

Manchmal sah er sich auch, und er lächelte dabei, auf der Höhe des Ruhmes, jubelumsrauscht, ein Star am Zirkushimmel, von der Kunstreiterin verhätschelt, von dem weltberühmten Jongleur freundschaftlich angesprochen und vom Direktor mit Hochachtung begrüßt. Ja, und als er damals in Berlin nach einer Festvorstellung den großen Lorbeerkranz bekam...

Der Lorbeerkranz!

Er hatte ihn aufbewahrt. Zuerst hing er wie ein Tor zur Unsterblichkeit in seinem Hotel, dann im Wohnwagen und zuletzt an der kahlen Wand einer Mansarde. Und heute lag er, ein bißchen staubig und dürr, in dem großen Koffer. Ein Kranz. Einer aus Lorbeer. Was sollte er mit ihm? Weg damit! Er dachte nach. Und beschloß, ein rührender Einfall, aber ganz Amadeo, er beschloß, ihn nach dem Friedhof zu bringen und auf irgendeinem Grab niederzulegen. Also machte er sich auf den Weg, kam zu den Gräbern und — hatte plötzlich eine kühne, eine verwegene Idee:

Vor ihm stand eine Trauergemeinde, es mußte wohl ein ehrenwerter und begüterter Mann sein, dem sie die letzte Ehre gaben. Er stellte sich mit an, stellte sich in den Hintergrund und hörte den Namen des Verblichenen, dessen Beruf und Eigenschaften. Und als nun die letzten Kränze

niedergelegt wurden, trat er vor, fügte seinen hinzu und drückte den Hinterbliebenen sein Beileid aus. Sagte, er sei soeben aus dem Ausland heimgekommen und ein uralter Freund des guten Joachim. Vorher hatte er schon genügend seiner Trauer Ausdruck gegeben. Im Weltschmerz konnte er sich gut aus.

Diese Trauer und Anhänglichkeit rührten die sowieso schon Gerührten, sie bedankten sich und luden Amadeo zur Nachtrauerfeier ein. Still und bescheiden setzte er sich ans Ende der Tafel. Mit der Geschicklichkeit eines erfahrenen Artisten gelang es ihm, ohne aufzufallen, mehr als jeder andere hier zu essen und zu trinken. Er saß und aß für drei Hungertage und für drei kommenden Tage. Ja, er wuchs sozusagen mit seiner Aufgabe. Der Wein war gut, die Zigaretten waren nicht schlecht, der Braten schmeckte. Zwei Zigarren steckte er sich ein und schnell noch drei Bröchen. Sein Gesicht blieb kummervoll, ab und zu wischte er sich die feuchten Augen und benahm sich so, wie sich eben ein Schauspieler benehmen kann. Ernst und feierlich trank er zum Kaffee ein Gläschen Weinbrand und verabschiedete sich rührend, als die Stunde des Abschieds kam.

Als unser Freundeskreis in Berlin von dem neuen Job des alten Clowns hörte, lachten wir und luden Amadeo zu einem unserer Abende ein. Er kam, war zuerst sehr verschlossen, aber wir versprochen, sein Geheimnis zu achten. Ein Freund erbot sich, Amadeos Lebensgeschichte zu schreiben. Er schrieb vier Fortsetzungen und überwies das Honorar dem alten Clown. Danach waren wir einen Abend seine Gäste, und er spielte uns einiges aus seinen Glanznummern vor. Dann sahen wir ihn nicht mehr.

Der Krieg kam, der Frieden brach aus, das deutsche Wunder überraschte die Welt.

Von Berlin aus war ich an die Elbe und von dort an den Rhein gezogen. Und hier hörte ich wieder von ihm. Auch er lebte im Rheinland. Aber was soll ein alter Clown von über Siebzig hier anfangen? Für den Zirkus und den Rummel unbrauchbar, für die Sparte Vergnügungsindustrie zu abseits, zu weltschmerzlich. Die Rente kümmerlich, das Leben zu teuer und dennoch lebenswert — aber Amadeo wußte sich zu helfen. War nicht umzuwerfen! Der alte Clown studierte die Traueranzeigen der großen Stadt, in der er lebte, und erschien wiederum als Leidtragender.

Der Lorbeerkranz des Ruhmes war längst verblichen und zerstaubt. Aus dem Kirschlorbeer im Stadtpark band er sich einen neuen, einen sanftschimmernden, grünen, suchte sich die richtigen Zeiten aus und war bei den Nachfeiern dabei, saß und aß und trank, wischte sich die Augen, drückte sein Beileid aus. Natürlich wechselte er die Schauplätze seiner Tätigkeit, um nicht aufzufallen, und immer wieder verschwand nach der Trauer am Grabe der Kirschlorbeerkranz. Amadeo holte sich am späten Abend oder am frühen Morgen sein Ausstattungsstück der kleinen Tragikomödie, seinen grünen Kranz.

Der Kranz geht solange zum Grabe, bis er — was denn? Welkt? Bricht? Grau wird? Bitte, hören Sie zu: Zweiunddreißigmal war alles gutgegangen, doch bei den Friedhofswärtern hatte sich die Geschichte von dem immer wieder verschwindenden Lorbeerkranz herumgesprochen. Und das hatte Amadeo nicht berechnet, er hätte eben



wechseln müssen und mal Eibe, Eiche, Tanne oder Heidekraut binden müssen. Aber geschehen war geschehen, und nun geschah bei dem dreißigsten Versuch, sich das tägliche Brot zu ergattern, folgendes:

Ein Weinhändler wurde beerdigt, ein fröhlicher, trinkfester Mann, der sein Schicksal herausforderte und viel zuviel von dem eigenen Weine trank, anstatt ihn preiswert der Kundschaft zu verkaufen. Kurz und gut, der Mann soff und hatte immer viele Freunde bei sich. Eine sehr gemischte Gesellschaft. Und als nun die Hinterbliebenen den ihnen unbekannten Mann, den alten Clown, also sie, Amadeo am Grabe weinen sahen, meinten sie, er habe als alter Saufruder das frühe Ende des Weinhändlers mitverschuldet. Kaum war das letzte Wort der Trauer verklungen, drängte sich der Bruder des Verblichenen heran, bedrohte Amadeo und jagte ihn fort.

Bisher war alles glatt vor sich gegangen wie eine Theatervorführung. Weltschmerz um Weltschmerz, Tränen zum Totenmahl, Speise und Trank, um zwei oder drei Tage davon leben zu können — ja, wen hatte denn der arme Clown mit seiner Teilnahme geschädigt? In Rumänien gibt's Klageweiber, die herzergreifend beim Begräbnis jammern und schluchzen, sie werden dafür bezahlt. Und hier war Amadeo, ein hervorragender Trauergast, so gut, daß sich die anderen ein Beispiel an ihm nehmen konnten. Und das alles für ein kleines oder großes Essen. Mit Recht also war er empört, packte seinen Kirschlorbeerkrantz und vernichtete den Grobian mit messerscharfen Blicken.

Er verließ die Trauernden — und wurde am Tor von dem Friedhofswärter gestellt, der wild hinter dem schon lange gesuchten Kranzdieb her war, das Gesetz verkörperte und Amadeo dem Gericht übergab. Ja, so war es.

Und das Gericht? War milde und nachsichtig, Damen und Herren, der Richter entsann sich der Artikelserie von damals in dem bekannten Berliner Wochenblatt, der einsichtige Mann sprach Amadeo wegen versuchten Betrugs frei. Und eine Dame, auch an die Siebzig und auch vom Zirkus, erbarmte sich des alten Clowns. Sie sammelte und bündelte im Gerichtssaal Schicksale, das von dem Mann mit dem Kranz ergriff sie tief. Sie nahm den Mann mit sich nach Hause, gab ihm ein schönes kleines Zimmerchen, und so kam Amadeo doch noch zu einem sonnigen Lebensabend und konnte für Mozart schwärmen oder auf der Flöte ein Lied blasen.

Amadeo in Berlin und am Rhein, oft verlacht und getrampelt, heute ohne Maske und Schminke, ein Clown ohne Clownerie im Abendsonnenschein des Daseins.

Die zweite Fahrt beginnt. Einsteigen, die Herrschaften! Das sich bäumende und goldgezünte Pferdchen ist noch frei. Und jetzt springt einer auf und schwingt sich in den Sattel, seine Runden zu fahren. Darf ich vorstellen? Bitte sehr: Herr Bernhard Nadler aus Münchhausen — Verzeihung, aus Münchberg. Beruf: Friseur. Im Weltkrieg: Sanitäter, im Nachkrieg: ein berühmter Heilpraktiker, Erfinder der Niagaraspritze und von Mistella. Noch nie davon gehört? Augenblick, ich erzähle schon...

Die Sache mit dem Friseur Nadler in Münchberg fing ganz harmlos an. Die Braut seines besten Freundes hatte dauernde Kopfschmerzen, sie versuchte viele Mittel dagegen, vergeblich. Und da legte der hilfreiche Friseur einmal die Hände auf den Mädchenkopf, sprach die magischen Worte: „Rambasambaolala“, aber das nur aus Gaudi, dann strich er der jungen Dame dreimal über Stirn und Schläfe — und schon zierte sie, seufzte sie, dann sprang sie aus dem Stuhl und rief:

„Sie sind weg, sie sind weg, ganz weg, die Kopfschmerzen!“

Nadler starrte sie ungläubig an. Hatte er magische Kräfte, wie? Natürlich, warum nicht? Verstand sich auf Wünschelruten, seine schlug bei unterirdischen Wasserläufen aus. Magische Kräfte! Ja, das war mal was anderes als Einseifen, Rasieren, Haarschnitt und dabei zu fragen: „Ist das Messer recht, der Herr?“ Oder den Spiegel halten, damit der Kunde den klassischen Haarschnitt im Nacken bewundere. Das Trinkgeld dabei war nicht zu verachten, wieso denn, aber — ein Heilkundiger! Lieber Herr Doktor Eisenbart, das wäre eine feine Sache!

Die Wunderkur an dem Mädchen sprach sich schnell herum, wie sich jeder Unsinn schneller herumspricht als eine Wahrheit. Vor allem drängten sich die Frauen in den Friseursalon, um nach der Dauerwelle oder Haarwäsche von ihren geheimen Leiden



sprechen zu können. Bernhard Nadler legte oft die Hand auf und heilte viel. Dicke Frauen machte er schlank, dünne, doch wohlgebaute und alte Weiber wieder jung. Das heißt: Die Dicken blieben dick, die Dünnen mager und die Alten alt — aber alle glaubten, sie seien wirklich dünner, dicker oder jünger durch diese Behandlung geworden.

Das Geschäft blühte, der kleine Laden verwandelte sich prächtig, wurde bald zu einer Sehenswürdigkeit. Und das alles durch Handauflegen und die Zauberformel: „Mamba — Samba — Olala“. Bald kam was Neues hinzu, eine selbstfabrizierte Tablette, die Mistelsaft enthielt und großartig „Mistella“ genannt wurde. Noch was: Der Mann aus Münchberg nahm kein Geld für seine Behandlung. Um Himmels willen, nein, nur so, aus Menschenliebe, gnädige



Frau! Und da die gnädige Frau wohl für Liebe schwärmte, aber nur anverlobte und angetraute, legten die Damen dem Bernhard Nadler als Zeichen ihrer Dankbarkeit dies und jenes auf den Tisch des Hauses. Und dies und jenes summierte sich mit der Zeit ganz schön. Herr Nadler, Besitzer eines Fahrrades, schaffte sich bald ein Motorrad an, er konnte nämlich nicht mehr die zahlreiche auswärtige Kundschaft ertrampeln, so zahlreich war sie. Sein Ruf wurde immer lauter, und sein Ruhm wuchs. Ja, man behauptete, er gehöre zu den zwölf berühmten Ärzten zwischen Saar und Donau, die ohne Blutvergießen operierten. Unglaublich, aber es wurde doch geglaubt, es sprach sich herum, ein neuer Zulauf setzte ein, beinahe ein Wettrennen, und das war für den Salon neue Spiegel und Stühle, seidene Wandbehänge und Chrom und Nickel. Herr Nadler wurde immer kühner, immer verwagener in seiner Praxis. Zwei Jahre bald fuhr der Herr auf diesem Karussell der angeblichen Wissenschaft seine Runden. Viele Frauen kamen und wollten von wirklichen oder eingebildeten Leiden befreit werden. Seine Niagaraspitze trat oft in Tätigkeit und tat Wunder, die Mistellatabletten wurden berühmt, und neben dem Handauflegen gab's noch eine Zauberdroge: sogenannte Athletenmilch, eine nahrhafte Kleinkinderspeise mit süßem Nachgeschmack.

Der bittere Nachgeschmack kam im dritten Jahr. Herrn Nadler wurde das Handwerk gelegt. Viele seiner Patienten erklärten, er habe ihnen geholfen, er sei sozusagen ein Wohltäter der Menschheit, nur Neid und Mißgunst von besonderen Herrschaften, die nicht genannt werden sollten, habe diesen Ehrenmann vor Gericht gestellt. Die Verhandlung — schade, daß wir nicht dabei sein konnten —, wir wären nicht aus dem Lachen herausgekommen. Auch Richter und Staatsanwalt lachten um die Wette. Vor allem über die Niagaraspitze und die Athletenmilch.

Der medizinische Eulenspiegel bekam drei Monate mit bedingtem Straferlaß. Natürlich gab er nun seine Heilpraxis auf, hatte es gar nicht mehr nötig, war ja der Besitzer des schönsten, des elegantesten Damen- und Herrensalons und heiratete die Dame, die angeblich geheilt worden war. Sie war nicht mehr ganz jung, aber immerhin, sie brachte ein hübsches Vermögen mit in die Ehe.

Unsere Zeit ist die der Technik, der Mechanisierung, der Massenproduktion, der Gleichmacherei, alles wird Konfektion, Verband, und alle werden wir irgendwie Partner. Die Filmstars stehen am Trauhimmel der Illusion, die Schlagerleute sind die Mundstücke der Sehnsucht nach dem Glück, die Illustrierten bringen neben den Schrecken der Wasserstoffbomben die

angenehmen, die schwellenden Rundungen der Sex-Bomben. Vielleicht, meine Damen und Herren, fallen Ihnen noch andre, noch bessere Vergleiche ein...

Unser Karussell fährt weiter. Bitte einsteigen.

Im April 1944 flog über Faenza, eine Stadt in der italienischen Provinz Ravenna — aus Faenza kommt das berühmte Majolikageschirr und Steingut, auch Fayence genannt —, also über dieser Stadt wurde damals von der deutschen Flak ein amerikanischer Bomber abgeschossen. Nur einer von der Besatzung rettete sich: Jonathan Warner, Kriegsflieger, im Frieden Bergwerksbesitzer in den Staaten. War mit dem Fallschirm abgesprungen, landete in der Nähe des Dorfes Parda, in dem die Portaluris wohnten, kleine Leute, die als Heimarbeiter Pantoffeln machten.

Sie hatten eine Tochter, acht Jahre alt, sie hieß Angelina, also Engelchen. Und dieses Engelchen war's, die mit Hilfe ihrer Eltern den Ami rettete und in einer abgelegenen, halberfallenen Hütte versteckte. Natürlich waren der Abschuß und der Absprung gemeldet worden, und Suchkommandos kämmten die Gegend ab. Aber Angelina hatte ihren Hauptmann so gut versteckt, daß ihn weder die Deutschen noch später die Faschisten fanden. Noch was — die Leute von Parda hatten nichts gesehen, oder wenn sie was gesehen hatten, so schwiegen sie eisern.

Das Engelchen und der amerikanische Flieger!

Der reiche Mann und das arme Mädchen! Volle acht Monate brachte das italienische Engelchen dem amerikanischen Himmelspiloten nach Einbruch der Dunkelheit das tägliche Essen. Einmal auch selbstgemachte Pantoffeln, damit er sich in seinem Palazzo wie zu Hause fühle. Er fühlte sich auch bald wie zu Hause, wurde verwöhnt, besserte seine italienischen Sprachkenntnisse mächtig auf, unterhielt sich mit der Ragazza, fand sie ganz entzückend und versprach, immer an sie zu denken. Nicht nur das: Er versprach, ihr ewig dankbar zu sein. Im Dezember 1944 konnte er endlich das

Versteck verlassen. Abschied von dem Mädchen und ihren Eltern, den Pantoffelmachern, fuhr nach Faenza, kaufte als Souvenir verschiedenes Majolikageschirr und nahm gerührt die Pantoffeln mit nach Amerika, jene Pantoffeln, die ihm das Kind einmal in die Hütte gebracht hatte.

Das Mädchen bekam drei Jahre später einen Bruder, den Angelo, also auch einen Engel. Sie wuchs zu einer stillen Schönheit heran. Immer und immer dachte sie an ihren Ami, den Flieger. Nein, sie hörte nichts mehr von ihm, die ganzen Jahre hindurch. Sie wurde Schneiderin. Aber immer nur schöne Kleider für andre machen? Mama mia, wäre es nicht angenehmer, sich selber schöne Kleider machen zu lassen, wie sie zum Beispiel die Filmstars tragen? Sie gab sich einen Ruck und wollte nun zum Film. Aber die Konkurrenz war zu groß, viel zuviel junge Mädchen gab's, die das auch wollten, und noch viel schönere als Angelina. Aus der Traum...

Aus? Wieso denn? Bitte, hören Sie zu: Die Post brachte eines Tages zwei Briefe nach Parda, der erste war die Absage eines Filmstudios, der zweite kam, wie sie atemlos erzählte, von einem Rechtsanwalt aus Kalifornien. Der Advokat teilte ihr mit, vor einiger Zeit sei Mister Jonathan Warner, ein Klient, gestorben, und ob sie sich noch seiner erinnere, damals, 1944, der Flieger? Ja, der. Und aus Dankbarkeit für ihre gute Tat im Kriege habe er ihr, nur ihr, sein Vermögen hinterlassen!

Ihr Herz schlug höher, die Augen wurden feucht. Der gute, der liebe Onkel aus Amerika! Ob er die Pantoffeln bis zuletzt getragen hatte? Ein Vermögen, sein Vermögen! Wieviel denn bitte? Sie las und





staunte: mehr als 100 Millionen Dollar, bestehend aus Silber- und Kupferminen, dann Anteile an einer amerikanischen Filmgesellschaft und natürlich eine ganze Menge in bar. Eine Million oder zwei! Sie jauchzte, sie lachte, sie weinte vor Freude. Das ganze Dorf Prada jauchzte, lachte und weinte vor Freude mit. Reporter bestürmten das Haus, die Nachricht ging um die ganze Welt, viele Mädchen, ungezählte, bedauerten, keinen abgesprungenen Amiflieger gerettet zu haben. Aus Rom kam ein Telegramm von jenem Filmstudio, das ihre Bewerbung um eine kleine Rolle abgelehnt hatte, der Produktionsleiter kündete seinen Besuch an. Die Familie Portaluri machte keine Pantoffeln mehr, Tag für Tag kamen Briefe und Geschenke ins Haus, und die Geschäftsleute boten unbeschränkten Kredit an.

Ja, und als sich Angelina einigermaßen gefaßt hatte, erklärte sie mit fester Stimme: Von den vielen Millionen wolle sie einige Millionen abzweigen und zu Ehren an ihren verstorbenen amerikanischen Freund in Faenza ein Krankenhaus für arme Leute bauen lassen, ein ganz modernes Krankenhaus, einen Palazzo sozusagen. In diesen überschäumenden Pokal der Freude goß Angelinas Bruder Angelo den ersten bitteren Tropfen, er sagte kühl und sachlich:

„Millionen hin, Millionen her — in diesem Augenblick habe ich nicht mal eine lumpige Lira.“

Eine Woche später kam heraus, daß die Millionenerbschaft erfunden war, obwohl die Sache mit dem abgesprungenen Flieger stimmte. Sie war erfunden von Angelina, die zum Film wollte, sieben Tage lang berühmt war und durch ihren genialen Bluff bekannt wurde, in der ganzen Welt, berühmt wie ein berühmter Filmstar.

Und nun fahren wir heute die letzte Runde. Tag und Nacht könnten wir fahren, pausenlos und ohne zu langweilen. Aus der

ganzen Welt kämen die Passagiere aufs Karussell, aus Spanien und Rußland, aus England und Indien, aus der Südsee und vom Nordmeer. Die letzte Runde fährt heute Monsieur Roger Duval, wohnhaft in der kleinen Stadt Favril, nicht April, nein, Favril. Ein wohlhabender Bürger, bis vor kurzem noch ein Weltmeister. Schöne Sache, ja?

Es gibt Weltmeister im Fußball, im Tennis, im Golf, im Schach, im Murmelspiel, im Straßenrennen, im Sauerkrautessen und im Brustschwimmen, Weltmeister im Boxen und im Weitsprung. Unser Freund Duval war Meister im Seitensprung. Und das kam so:

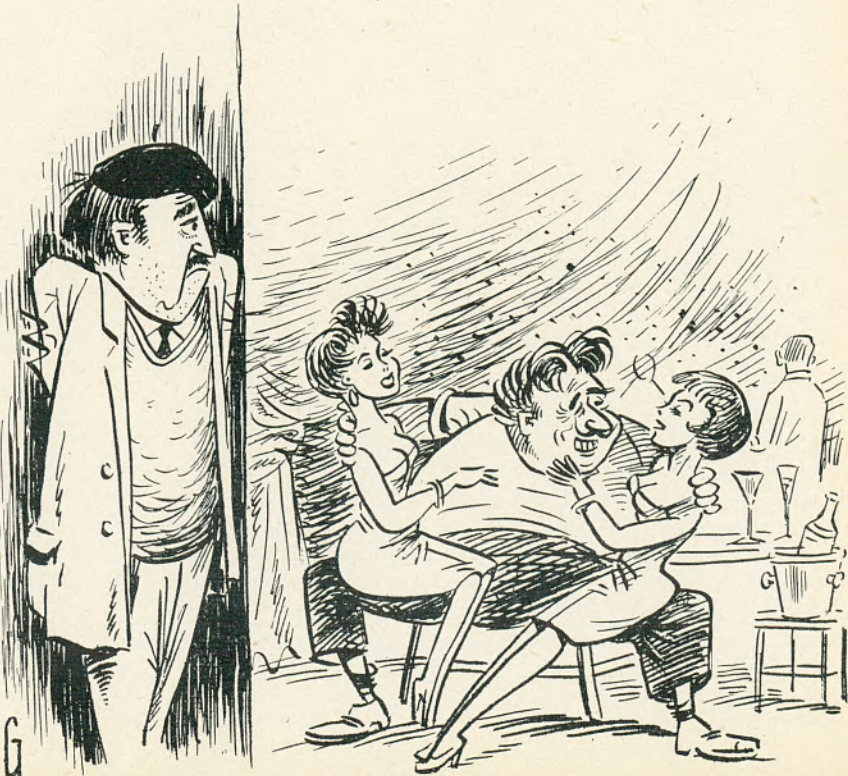
Roger meinte, es gäbe zuwenig französische Weltmeister, obwohl Frankreich im Ehrenmal der Nationen einen ganz hervorragenden Platz einnimmt. Da beschloß er, sich selbst zum Weltmeister zu machen. Für Schach hatte er keine Begabung, für Boxen war sein Kinn zu weich, Straßenrennen waren ihm zu anstrengend und Sauerkrautessen zu geschmacklos. Aber er war ein leidlicher Pistolenschütze. Traf dabei oft ins Schwarze. Und nun tat er einen Meisterschuß, zu dem er weder Scheibe noch Pistole brauchte. So was sollten Sie mal nachmachen!

„Ja, liebe Freunde“, sagte er eines Tages, als sie beim Weine saßen, „die Stunde schlägt. Morgen fahre ich zur Weltmeisterschaft im Pistolenschießen nach Rio de Janeiro. Es wird ein harter Kampf sein. Wünscht mir Glück, meine Freunde.“

Sie wünschten ihm Glück. Drei Monate war er fort, dann kam er, durch Pressemeldungen angezeigt, als Weltmeister im Sportschießen nach Hause. Das war ein Fest für Favril! Fahnen, Ansprachen, Festbankett! Der Ruhm von Roger fiel ja auch auf die ganze Stadt und krönte sie. Das mußte gefeiert werden! Allons enfant de la patrie.

Jedes Jahr nun fuhr Roger drei, vier Monate in die weite Welt, um seinen Titel zu verteidigen. Erfolggekrönt kam er wieder, der Held rauschender Empfänge und Feste. Viele Sportvereine und Organisationen wählten ihn zum Ehrenpräsidenten, bei offiziellen Feiern hatte er seinen Ehrenplatz. Und im vorigen Jahre stand schwarz auf weiß im Gesetzblatt der französischen Republik, daß Roger Duval im Namen der Nation der Orden der Ehrenlegion verliehen war! Die anderen örtlichen Ehrungen zählten auch schon nach Legionen. Er nahm den Orden würdevoll entgegen. Aber manchmal lächelte er, das Vergnügen strahlte aus seinen Augen, und da meinten seine Freunde, er erinnere sich, der Filou, an amouröse Begegnungen in New York, Mexiko, City oder Bombay. Im nächsten Sommer wurde Roger, der sich auf der Reise nach Australien befinden sollte, von einem seiner Freunde aus Favril in Paris gesehen. In einem bekannten Nachtlokal am Montmartre. Da machte sich der aus Favril unsichtbar, spielte Detektiv, fand das Hotel des Weltmeisters und erkundigte sich dort nach dem Helden. „Oh, Monsieur Duval? Ein Freund von Ihnen? Er kommt jedes Jahr einige Monate zu uns.“

Und so fand die Weltmeisterschaft im Seitensprung, nein, die im Sportschießen — Roger hatte die Meldungen selber in die Presse lanciert, kein Mensch kannte sich mehr in den vielen Weltmeisterschaften aus —, also fand seine Weltmeisterschaft ein jähes Ende. Duval mußte die Ordensschnalle ablegen, wurde zu keinem Empfang, zu keinem Festessen mehr eingeladen, aber wenn er irgendwo auftauchte, begann ein Lächeln, ein Lachen, ein homerisches Gelächter. Ganz Frankreich vergnügte sich über diesen Roger Eulenspiegel aus Favril.



## KRÜSEL UND LATÜCHTEN

Es erging mir wie so vielen anderen. Erst ein weiter Abstand zu den Dingen, die so naheliegen, läßt sie lebendig werden und erweckt das Interesse für sie. Man beginnt über sie nachzudenken. — So begann auch mein eigentliches Interesse für Krüsel und Latüchten, für die ersten primitiven Beleuchtungsmöglichkeiten unserer Heimat, ausgerechnet in Rom, in den Katakomben vor den Toren der Ewigen Stadt, in denen der Führer einen durch das Labyrinth unterirdischer Gänge lotste. Von ihm verlassen, würde man wahrscheinlich nicht wieder hinausfinden. Keines der kleinen Öllämpchen aus Ton vor den Felsengräbern der ersten Christen verbreitete noch sein stilles Licht um sich. Alles war dunkel und unheimlich fremd. — Bei jener Führung dachte ich erstmalig nach, auf welche Weise unsere Vorfahren um diese Zeit, etwa vor 2000 Jahren, wohl das abendliche Dunkel erhellt hätten.

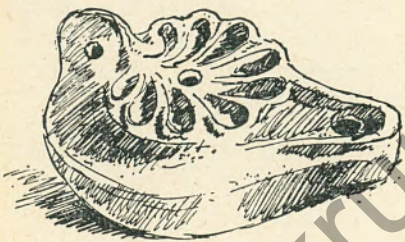


Abb. 1

Das kleine Katakomben-Öllämpchen, das ich mitbrachte (*Abbildung 1*), erinnerte mich auch nach der Reise noch daran, den Dingen nachzuforschen, zumal eine glückliche Fügung mich in einem kleinen sizilianischen Dorf noch in den Besitz eines dieser besonders formschönen, graziösen sizilianischen Messingleuchter gelangen ließ (*Abbildung 2*). Als ich dann später versuchte, als Laie ein wenig in die Jahrtausende hineinzuleuchten, landete ich unversehens bei den Eiszeitmenschen. Immerhin hätte man sich die Ägypter, wie ja lange Zeit auch vielfach angenommen wurde, als Erfinder der Lampe gefallen lassen, die ja in ihren künstlerischen Äußerungen immer wiederkehrt. Funde haben aber bestätigt, daß schon in der Eiszeit in ausgehöhlten Steinen das Licht spärlich brannte, dessen Lampenform sich aber zunächst durch die Jahrtausende kaum

geändert haben dürfte, bis dann in der Steinzeit aus den fast formlosen Steinen Schalen wurden, die man aus Ton gestaltete und in der darauffolgenden Bronzezeit bereits reich verzierte.

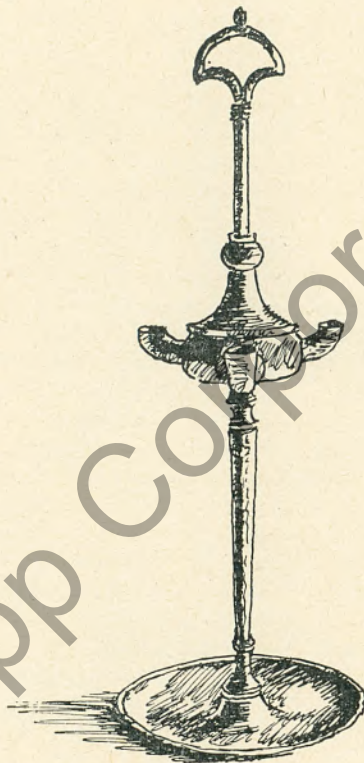


Abb. 2

Übe schreibt über die Tonleuchter unserer Heimat: „Als Überreste ältester und primitivster Bildnerei in Ton sei auf die Kienspanständer verwiesen, die Tonmasse in Pyramidenform gebildet, jede Hacke für die Aufnahme von brennendem Kienspan ausgehöhlt, die vier Hörner mit kleinen Ritz- und Druckmustern versehen. — Es ist derselbe primitive Schmuck, wie er sich auch schon auf niederdeutschen Urnen der Tiefstichkeramik der jüngeren Steinzeit fand, bedingt durch die Verwendung gleicher Werkzeuge und gleichen Werkstoffes.“

Bedenkt man, wie bei der Bauweise alter Bauernhäuser Licht und Luft fast ausschließlich durch die geöffneten Türen ins Haus fielen und daß man erst viel später über dem Tisch kleine, verschiebbare Holzklappen an

der Decke anbrachte, die den Raum nur sehr dürrig erhellten, so kann man sich ein Bild davon machen, wie kurz unseren Urvätern zur Zeit der Sonnenwende die Tage waren, wie wichtig jeder Fortschritt in der Beleuchtungsart.

Als einfachstes Beleuchtungsmittel erhielt sich der Kienspan durch die Zeiten. In Niedersachsen lieferten große Kiefernbestände dieses notwendige Material, während man sich in Westfalen oft mit anderen Holzarten oder auch mit Baumrinde begnügen mußte. Wie schon erwähnt, hatte der Kienspanständer im allgemeinen die Form einer Pyramide. Je mehr ausgehöhlte Stellen er aufwies, desto mehr Lichter konnten natürlich zur Erhellung des Raumes beitragen. (*Abbildung 3*)

Später brannte man in den Kammern und Stuben den Trankrüsel, das ist eine Öllampe einfachster Art. Diese primitiven Lämpchen, jedoch vielfältig in der Form, wurden als sogenannte Hängekrüsel an einem Krüselhaken oder Lampenhahl (*Abbildung 4*) eingehakt, der wiederum an dem Krüselarm befestigt war, der waagrecht unter der Zimmerdecke hing, so daß man das Licht im Raume hin- und herbewegen konnte, ähnlich wie die Wendesuse über dem Herdfeuer den Topf am Sägehahl hin- und herbewegte. Diese Art der Beleuchtung wurde vor allem in den Spinnstuben geschätzt. Als Brennstoff verwendete man Fischtran und andere ölhaltige Fette, seit 1400 auch Rüböl. Die ältesten Dochte bestanden aus gedrehten, in Fett getauchten Moosfasern. Große Geschicklichkeit erforderte die Herstellung der Dochte aus dem Mark des Binsenkrautes, die besonders von den Hütungen angefertigt wurden. Zum Vorschieben des Dochtes benutzte man den „Prökel“, einen gebogenen Draht, der an einem Kettchen an der Lampe hing. — In manchen Gegenden soll es auch üblich gewesen sein, vor der Lampe eine mit Wasser gefüllte Glaskugel aufzuhängen, um den Lichtschein zu verstärken, wie man es bei alten Schuhmachern gelegentlich noch bis in unsere Zeit finden konnte.

Der bequemer zu handhabende Standkrüsel aus Zinn oder Messing fand schnell allgemeine Verbreitung (*Abbildung 5*). Neben niedrigen mit Haken und Henkel zum Aufhängen finden wir solche mit Stiel und Griff zum Herumtragen, auch schmuckvolle „Wandblaker“, die das Licht zurückstrahlten, und die originellen Zeit- und Wecklampen (*Abbildung 6*). Die Zeitlampen waren so eingerichtet, daß man den meist birnenförmigen Ölbehältern aus Glas durch angebrachte Zinnstreifen mit Stundenzahlen nachts aus dem Ölverbrauch die Zeit feststellen konnte. — Ein Heimatforscher schildert anschaulich den Gebrauch dieser Lampen: „Ging der Bauer um 10 Uhr zu

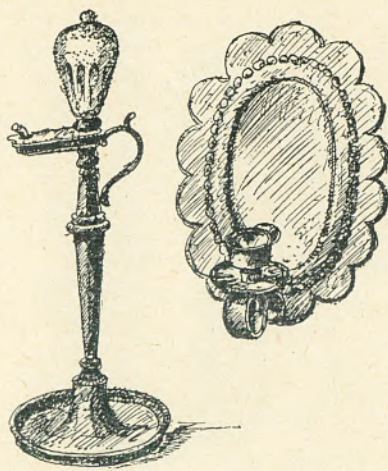
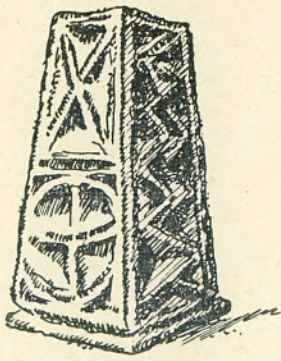


Abb. 6

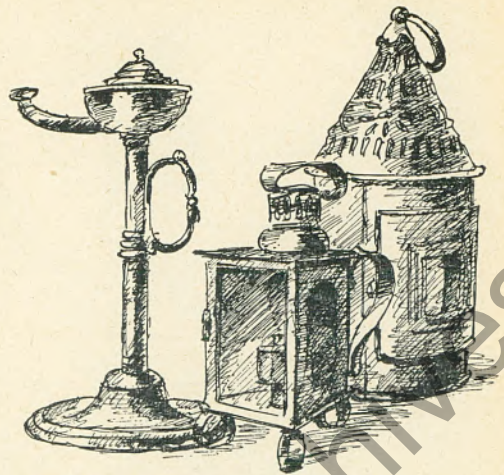


Abb. 7a

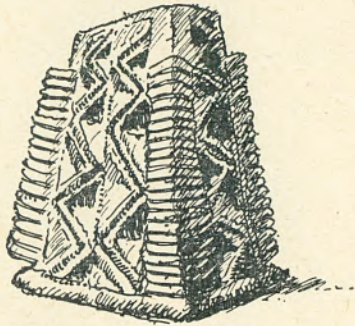


Abb. 3

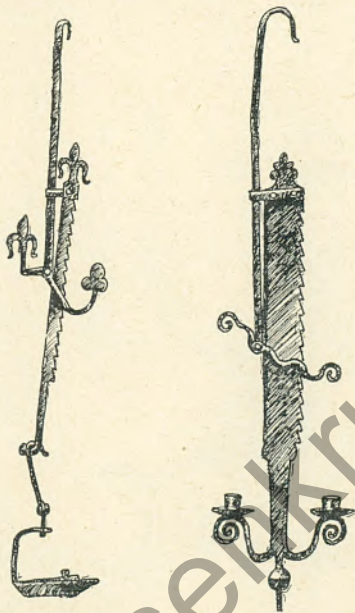


Abb. 4



Abb. 5

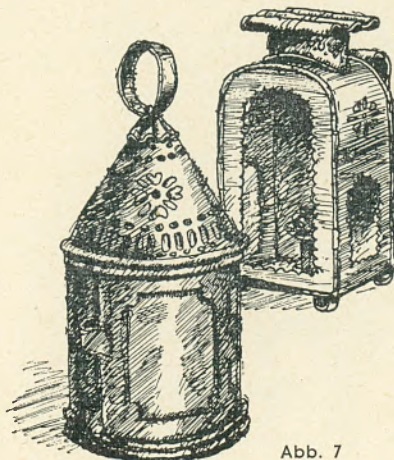


Abb. 7

Bett, so füllte er die Lampe bis zu Nummer 10 am Zinnstreifen, brannte sie neben dem Bett an und schlief nun ruhig ein. Wachte er auf, so zeigte ihm die Nummer, bis zu der das Öl heruntergebrannt war, ungefähr die Uhrzeit an, und um 4 Uhr konnte er denken: „Hast wol noch 'ne Stunn' Tid.“ War aber das Öl der Lampe aufgebraucht, so fuhr er hoch: „Mudder, stah up! Wi hedd de Tid verslapen. De Lampen is dot! Nu aber rut, dat de Grütt up't Für kummt!“ Als Beleuchtung für den Hausboden und für die finsternen Wege außerhalb von Haus und Hof dienten die Latüchten, auf deren äußere Form man sehr viel Wert legte (Abbildung 7 und 7a). Die älteren, runden Blechgehäuse mit spitzem Dach ließen durch die eingestanzten Löcher und Schlitzte oder durch die Hornscheibe der Tür nur wenig Licht nach außen. Als man aber die Möglichkeit hatte, Glas zu verwenden, verschwanden die runden Behälter. Naturgemäß wurde nun die viereckige Form vorherrschend. Es ist noch gar nicht so lange her, da führte uns ein alter Bauer von seinem abseits gelegenen Hof mit einer solchen Latüchte im abendlichen Dunkel zur Landstraße zurück. Wir gingen über blühende Wiesen, und in der Schaukelbewegung der Lampe tauchte jeweils ein Büschel der

Blumen phantastisch im Licht der Laterne auf. Hin und wieder sah man die Silhouette eines surrenden Maikäfers, und im nahen Wäldchen rief in unheimlicher Monotonie ein Uhu. Man wählte sich weit in ein untechnisches Zeitalter zurückversetzt. Welch ein herrliches Erlebnis, wenn man weiß, daß zu Hause das elektrische Licht mit all seinen Bequemlichkeiten auf einen wartet! — Der alte Bauer schien Gedanken zu lesen, er sagte: „Lange mache ich das auch nicht mehr mit. Ich bekomme ein paar große Laternen mit mehreren hundert Watt auf meinen Hof, die leuchten dann bis hier herunter. Diese Latüchte stifte ich dann dem Heimatmuseum, da sind sie ja verrückt auf solche Dinger.“

Haben wir uns bisher mit den Beleuchtungskörpern von ihrer primitivsten Form bis zur schönen Zweckmäßigkeit bäuerlicher Volkskunst befaßt, so soll noch ein Seitenblick auf jene Leuchten und Lampen geworfen werden, die in der Zeit von etwa 1200 bis 1800 für Adel und Bürgertum künstlerisch gestaltet wurden. Man sagt, es sei innerhalb des europäischen Kulturkreises ein den Germanen besonders typischer Zug, die künstlerischen Dinge, mit denen sie sich umgeben, figürlich zu gestalten. Tiere, Menschen und Fabelwesen werden statt des einfachen Ornaments oder noch zusätzlich als Lichtträger bevorzugt. Während sich im 12. und 13. Jahrhundert noch Leuchter finden, die in ihrer sicheren formvollendeten Komposition zeitlos schön sind, so darf man seit Beginn des 16. Jahrhunderts wohl des öfteren sagen: „Da wendet sich der Gast mit Grausen.“ Auch Dürer hat sich von der Mode dieser Zeit nicht freigemacht, als er sein bekanntes Leuchterweibchen schuf. Aus Holz geschnitzt wurden menschliche Gestalten als Bekrönung langer, waagrecht gehaltener Tiergehörne verwendet. Die schwierige Verbindungsstelle vom Gehörn zur geschnitzten Figur wurde gewöhnlich durch das Anbringen eines kunstvollen Wappens verdeckt. — Dürer hat sich der in

der Mythologie berühmten Fischjungfrau als Leuchterweibchen bedient. Sie hält einen Rankenbaum mit Wurzeln, der von einem Kerzenhalter gekrönt wird, in den Händen. Die Schaufeln eines Elchgeweihes dienen der zwiespältigen Jungfrau als Flügel.

Diese Art Leuchter war im 16. Jahrhundert vor allem in Deutschland verbreitet, jedoch ist ihre Herkunft nicht bestimmt nachzuweisen. Der abgebildete Leuchter (*Abbildung 8*) aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts besteht aus Antilopenhorn und Holz. Das Paar trägt die Kerze gemeinsam in den Händen. Historisch, als Ausdruck ihrer Zeit, sind diese seltsamen Kunstäußerungen jedenfalls interessant. Es sind jedoch noch eine Anzahl Leuchter bekannt, bei denen die Mutter Gottes die Stelle der sagenumwobenen Meerjungfrau einnimmt.

Kerzen wurden als Raumbeleuchtung auf dem Lande fast nur bei festlichen Anlässen verwandt. (*Abbildung 9 und 10*). Man verfertigte die Kerzen im eigenen Haushalt aus Talg (Unschlitt) oder auch aus Wachs. Die Kerzenbeleuchtung war mehr den Kirchen und feudalen Haushalten vorbehalten. Hier wurde auch entsprechend Wert auf die künstlerische Gestaltung der dazugehörigen Leuchter gelegt, während man sich auf dem Lande noch lange mit einfachen Mitteln, einem Holzklötz oder einem Eisenständer, behalf, bis auch dort später die reicheren Formen aus Zinn und Bronze Eingang fanden und dann bis in unsere Zeit in Treue erhalten wurden, als sich die Stadt schon längst moderneren Beleuchtungsmöglichkeiten, dem Petroleum, Gas und elektrischem Licht, zuwandte. Dennoch ist den Städtern die Sehnsucht nach dem beruhigenden Kerzenlicht geblieben. Sie wollen in ihren stillen oder festlichen Stunden weg vom elektrischen Licht. Kerzen in allen Größen und Farben, mit den köstlichsten Honigwachsdüften werden angeboten, dazu form-schöne Leuchter entworfen. Ist das nicht ein gutes, ein sehr gutes Zeichen? Denn kann man beim Kerzenlicht andere als gute Gedanken haben?

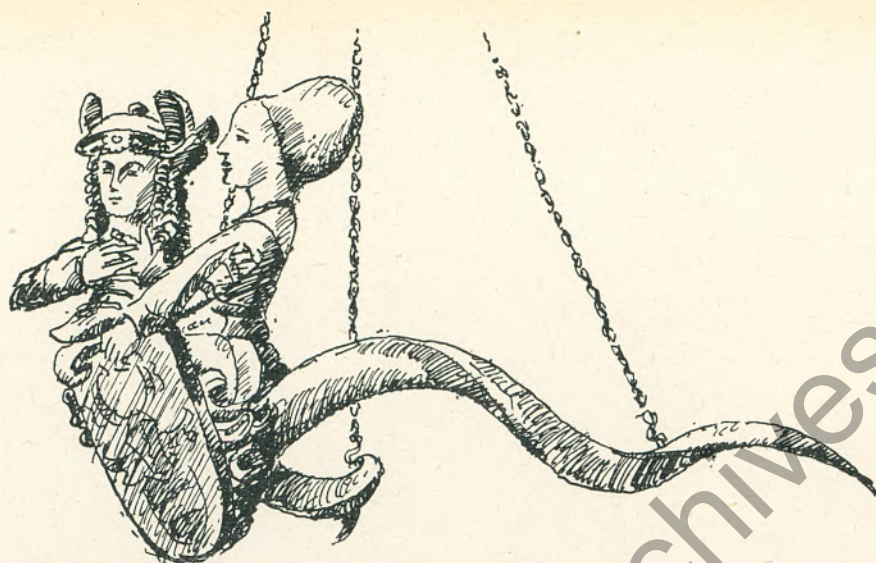


Abb. 8



Abb. 9

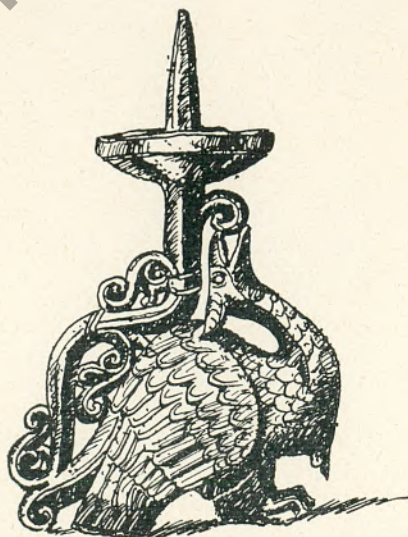


Abb. 10



## VOM URLAUB ZURÜCK

H. KAHN

UND DA IST DAS HOTEL, IN DEM WIR GEWOHNT HABEN, DAS ERSTE HAUS AM PLATZE



EGON IST DIESES JAHR KAUM ZUM FOTOGRAFIEREN GEKOMMEN



VERMEIDET BEI MÜLLERS DAS WORT „SCHREBERGARTEN“, WIR WAREN DIESES JAHR IN SÜDTIROL



MENSCHENKIND, OMA, DU HAST JA DREI WOCHEN UNTER DER HÖHENSUNNE GESESSEN





*Weit zieht sich der Damm*

## FLEVOLAND

Im Südostwinkel der ehemaligen Zuidersee, des heutigen IJsselmeeres, liegt Harderwijk, einstmals Universitätsstadt, heute ein ruhiger Fischerhafen, Garnison einer Truppschule und einer holländischen Heeresdivision sowie Sitz einer riesigen Kuchenfabrik. Harderwijk ist Ausgangspunkt einer nagelneuen Autostraße, die auf der Krone eines ebenso nagelneuen Deiches zwischen Meer und Sumpf 25 Kilometer weit fast schnurgerade mit nur wenig großen Schwüngen zu der vermutlich abenteuerlichsten Siedlung des heutigen Europas führt. Das ist Lelystad, vorläufig eine Ansammlung von einigen Dutzend Baracken, einem Gasthof, einer gewaltigen Pumpstation und — einem Museum. Ein Ort, der mehr der flüchtigen Bausiedlung von Goldgräbern gleicht als einer noch so bescheidenen Stadt. Ein Ort, an dessen Grundfesten überall und pausenlos sich die Wellen des IJsselmeeres heranzwühlen und an dessen Stelle vor weniger als drei Jahren kaum mehr zu sehen war als ein reichlicher Fischgrund. Ein amphibisches Nest, dem alles fehlt, was irgendein Europäer Wohnlichkeit nennen könnte und das doch durchdrungen ist von dem Gedanken, in Kürze die künftige Hauptstadt einer neuen Provinz zu sein und wenigstens 30 000 bis 40 000 Einwohner zu haben. „Flevoland“ wird diese Provinz nach dem Namen Flevo heißen, den die Römer einmal dem nördlichsten Arm des damaligen Rheindeltas, dem späteren IJsselfluß, gaben.

Ost-Flevoland ist dasjenige Teilstück dieser künftigen Provinz, das in einer Ausdehnung von 54 000 Hektar erst vor zwei Jahren durch den Deichschluß von Lelystad dem Meere entrissen wurde. Dieses Neuland auf Meeresboden ist heute noch zum größten Teil natürlich kein Bauernland. Wer mit dem Auto auf dem südlichen Deich entlangfährt, der sieht auf der dem Meere abgekehrten Seite nichts als eine endlose und schwermütige Öde von Sumpf, Schilf und zahllosen Tümpeln, eine Fläche, die so aussieht, als ob sie nie eines Menschen Fuß betreten würde, Heimat von Myriaden Insekten und Fröschen, Eldorado von Hunderttausenden oder gar Millionen wilder Vögel.

Und doch geht alles viel schneller, als der ahnungslose und vom Anblick einer Urweltlandschaft überwältigte fremde Besucher es glauben möchte. Ein Jahr, nachdem Königin Juliana im September 1956 in Lelystad die Pumpwerke des großen Polders Ost-Flevoland in Betrieb gesetzt hatte, waren einige Tausend Hektar Boden im nördlichen Teil des Polders bereits so weit trockengelegt, daß die weiteren Aufschließungsarbeiten begonnen werden konnten. Das Jahr 1958 aber brachte schon auf 2000 Hektar Neuland

die ersten Ernten an Raps, Gerste und Weizen. In der vorletzten Septemberwoche war dieser beachtliche Ertrag auf einem Boden, der noch zwei Jahre vorher mehrere Meter tief unter der Wasseroberfläche gelegen hatte, mit Hilfe von 20 motorisierten Mähdreschern bewältigt. Ein Teil der Ernte mußte naß eingefahren werden. Die Witterung der Herbstwochen war zu ungünstig gewesen. Deshalb errichtete der holländische Staat in aller Eile am Rande des Neulandes eine große

*Deichbau für den Polder Östliches Flevoland*

*Die erste Ernte*





*Auch kleinere Betriebe müssen sein*

*So ist das Land für die Bauern aufgeschlossen*



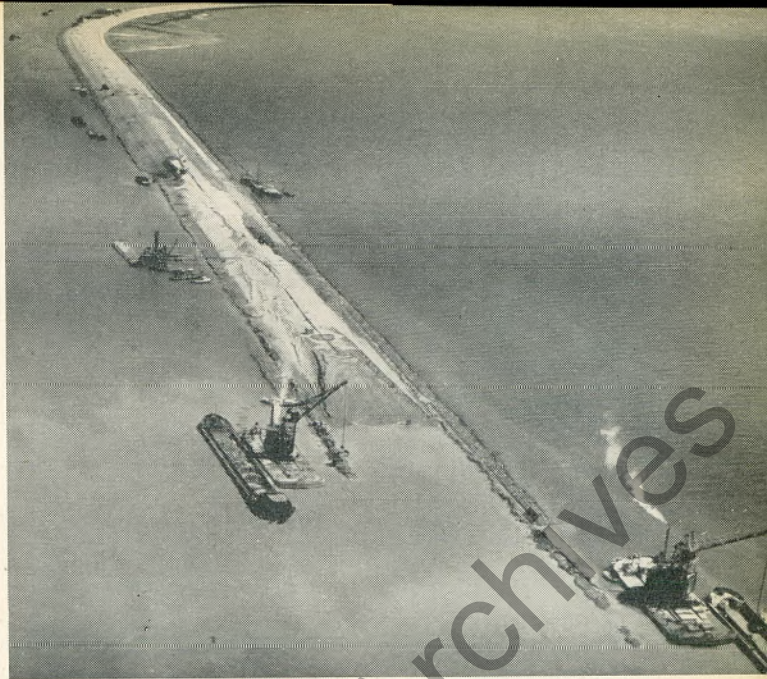
Getreidetrocknerei. Die Anlage trocknete sechs bis sieben Tonnen Getreide in der Stunde, also rund 150 000 Kilogramm in 24 Stunden.

Die 20 angesetzten Mähdrescher haben im Durchschnitt 125 Hektar bearbeitet. Im kommenden Jahre jedoch, wenn die Ackerfläche die Planzahl von 8000 Hektar erreichen sollte, werden bereits 70 Mähdrescher erforderlich sein. So wird ein Entwicklungsvorgang in den anderen eingreifen. Das neue Land bringt nicht nur Bauern Arbeit und Brot. Die Bedürfnisse der künftigen Provinz Flevoland werden nach und nach für viele Wirtschaftszweige der Niederlande erweiterte Absatzmöglichkeiten bedeuten. Nach Abschluß der Eindeichung wird Flevoland das holländische Hoheitsgebiet schließlich um 7 Prozent seines gegenwärtigen Bestandes ausdehnen, die gesamte Kulturbodenfläche sogar um 9 Prozent.

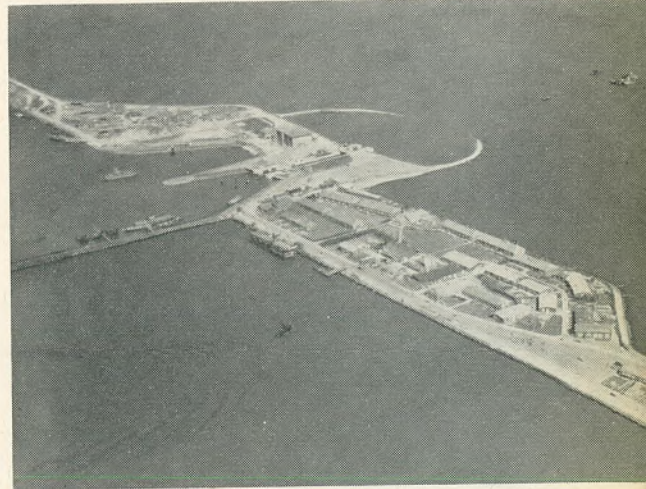
Die Bauern mit ihren Familien werden die ersten endgültigen Siedler inmitten der weiten Anbaufläche des Polders sein. Sie werden verstreut auf einzelnen Höfen wohnen, wie es der nordeuropäische Bauer seit alters vielfach gewohnt ist. Damit auch die Landarbeiter mit ihren Familien in günstiger Entfernung zu ihren wechselnden Arbeitsplätzen wohnen können, fängt man grundsätzlich alljährlich mit dem Bau eines neuen Dorfes in einem bestellfähigen Sektor an. Den Bauern und Landarbeitern folgt die Bevölkerungsgruppe der „Versorger“ schnell auf dem Fuße. Dazu rechnen nicht nur die Lebensmittelhändler und Bäcker, sondern auch Schmiede, Elektriker, Zimmerleute, Friseure, Tankstelleninhaber und Landmaschinenschlosser. Schließlich kommen auch Ärzte, Lehrer und Geistliche dazu.

Aber nicht jeder, der vielleicht siedeln möchte, erhält die Zuzugsgenehmigung. Ehe sich jemand niederlassen kann, wird vielmehr sorgfältig geprüft, ob sein Beruf, Können und Charakter wirklich den Anforderungen gerecht werden, die die neuen Gemeinschaften stellen müssen. So melden sich z. B. für die alljährlich etwa 150 auszugebenden Bauernhöfe des Nachbarpolders, des sogenannten Nordostpolders, der schon 1942 fertiggestellt wurde, jedesmal 3000 Bewerber. D. h., daß die Bewohnerschaft des Neulandes von vornherein eine Auslese des niederländischen Volkes darstellen wird. Dieser Tatbestand zeigt mehr als irgendein zahlenmäßiger Erfolg, was die Holländer damit gemeint haben, wenn sie auf das Denkmal am Abschlußdeich der alten Zuidersee zwischen Wieringen und der westfriesischen Küste die entschlossenen Worte geschrieben haben: „Ein Volk, das lebt, baut an seiner Zukunft.“

*Bau des „Meerdijk“  
des Deiches für den  
geplanten Osterpolder*



*Urke bildet die  
Südwestecke des  
neuen Polders*

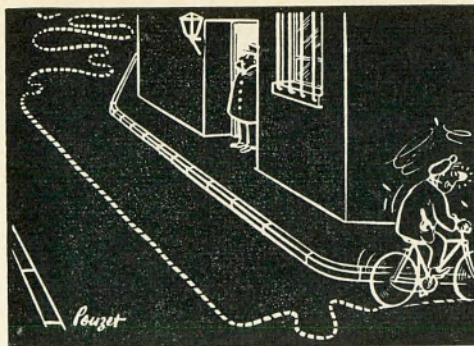


*Bau des Abschluß-  
dammes Zuidersee —  
Nordsee*

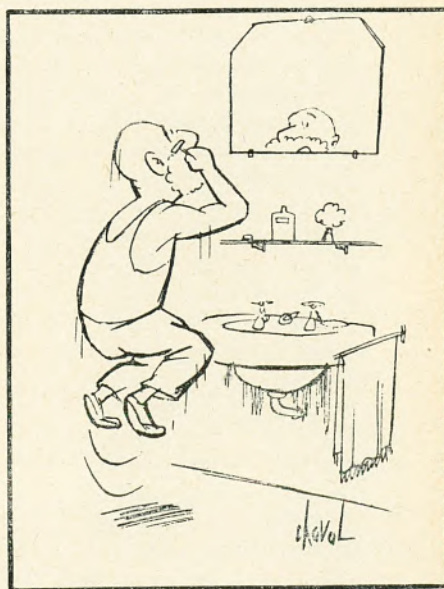
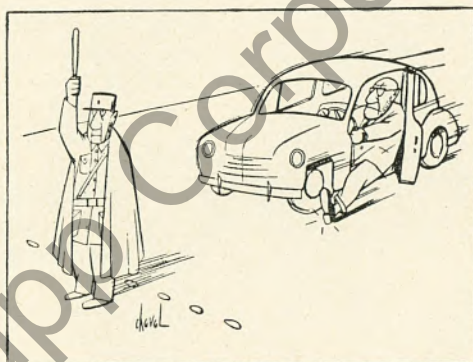
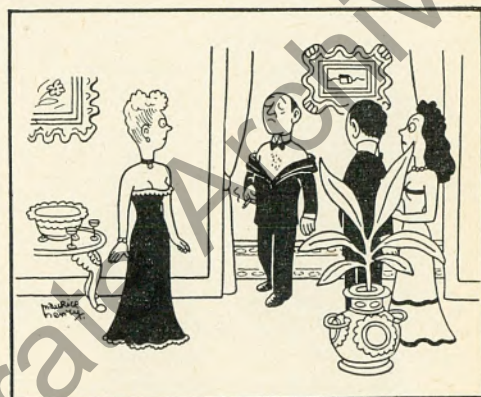
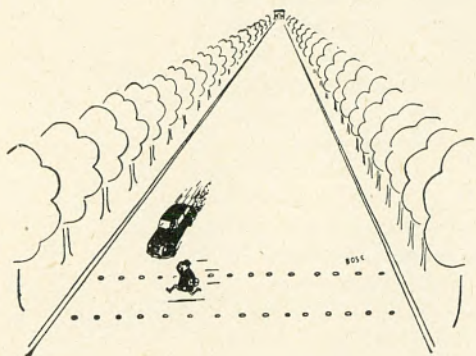




**Kurz**



**gelacht**



Die Bilanz des trocknen Sommers  
gilt's zu ziehn. Wir tun es auch,  
weil im Herbst Bilanz zu ziehen  
bei uns guter, alter Brauch.

Ja, die vielen Sonnentage —  
War das nicht 'ne wahre Pracht?  
Doch sie haben auch Probleme  
ernster Art für uns gebracht:

Krankheit drohte. Wagen waschen  
nur mit Wasser, das gebraucht!  
Äußerst sparsam baden, duschen —  
seelisch hat uns das geschlaucht.

Wenn's mal goß — Talsperren blieben  
dennoch zu drei Vierteln leer,  
denn die Erde sog die Güsse  
auf, und jeder schreit nach mehr.

Wer auf unsern Autobahnen  
sich bewegt, sah manchen Brand  
rechts und links, fuhr fast durch Flammen  
mit dem Wagen, allerhand!

Funkenflug hat in Kirchderne  
den Bahndamm auch in Brand gesetzt  
nah am Kornfeld. Bei Holz-Jessen  
nebenan war man entsetzt.

Denn man sah das ganze Lager  
nur noch durch 'ne Wolke Rauch.  
(Wenn uns Feuer auf den Pelz rückt,  
alterieren wir uns auch.)

Und dann tat man das Gescheitste:  
Man rief die Werkfeuerwehr:  
„Zweihundert Meter Bahndamm brennen.  
Alle fürchten sich hier sehr.“

Unsre Feuerwehr, neun Mann hoch,  
in Minuten angerückt,  
Spritze hat sie gleich und Schläuche  
auch zum Graben hin gezückt.

Eine Stunde intensiver  
Arbeit, und schon war's geschahn.  
Rauchlos konnte man das Kornfeld,  
das Holzlager wieder sehn.

Kurz drauf gab es in der Drahtver-  
feinerung auch Bahndammbrand.  
Achtzig Meter war der grüne  
Gürtel davor mit entbrannt.

Nach 'ner kleinen halben Stunde  
sprach schon niemand mehr davon.  
Ja, das „Lied vom braven Manne“  
klingt der Feuerwehr zum Lohn. —

Die Werksaufsicht hat — wir wissen's —  
haufenweise stets zu tun,  
weil Langfinger, Werkzeugklauer  
in keiner Tag- und Nachtschicht ruhn.  
Diebe, die man überführt hat,  
werden doppelt raffiniert.

Sachen gibt's drum, die sind selten  
oder auch noch nie passiert:  
Um der lästigen Kontrolle  
am Werksausgang zu entgehn,  
sprachen findige Gesellen  
einen Plan ab, der war schön:

Gutes Werkzeug — bei der Arbeit  
ward beiseite es gepackt,  
und dann hat man's eingewickelt,  
dann noch sorgsam eingesackt.  
Eingeweicht hat man dann einen,  
der die nächste Schicht verfuhr:  
„Paß gut auf, und sei am Fenster  
genau um soundsoviel Uhr.“  
Sehr vermutlich war es dunkel,  
als der Raub vonstatten ging  
und der unten, was der oben  
aus dem Fenster warf, auffing.  
Auch auf die Art kann man klauen,  
aber nicht zum zweitenmal!  
Fenster, die so „diebsgerecht“ liegen,  
gibt's auch nicht in großer Zahl. —  
Ein Päckchen, das wir haben dürfen,  
ist zum Beispiel „Mutterholz“.  
Unsre Invaliden schneiden  
sauber, handlich es, voll Stolz.  
Vater braucht nicht mehr zu fragen,  
wo ein bißchen „Abfall“ wär;  
(und die Zeit, den klein zu schlagen,  
erübrigt sich auch manchmal schwer).  
Irgend an 'ner Werkskantine  
kommt doch jeder mal vorbei;  
da bezahlt er zwanzig Pfennig,  
steckt ein Bündel Holz sich bei.  
In dem langen, heißen Sommer  
hat kaum einer dran gedacht,  
doch die Invaliden haben  
Holz auf Vorrat klein gemacht.  
Denn es folgt ein kalter Winter  
einem heißen Sommer oft,  
Kohle hat man; 's braucht nicht zu fehlen  
dazu Holz mal unverhofft. —  
Wintersachen, Wintersocken  
ziehen wir schon wieder an.  
Sich dergleichen selbst zu stricken:  
ein neues Hobby für den Mann:  
Fischer, Schäfer, Bus-Chauffeure  
haben das schon lang geübt;  
Stricken ist das Wundermittel  
für den, der zu denken liebt. —  
Da geschah 'nem pensionierten  
Manne jüngst ein tolles Ding,  
dem per Diebstahl ein Volk Hühner  
über Nacht abhanden ging.  
Eilig setzte Polizei sich  
dem Verdächtigen auf die Spur,  
doch sie fanden keine Hühner:  
in dem Stall der Hahn war nur.  
„Das ist meiner!“ rief der Täter.  
„Meiner!“ sprach der Pensionär,  
„wie du rauchen kannst, zeig, Heinrich,  
die Havanna dick und schwer!“ —  
„So“, sagt die Polizei gerührt,  
„sind selten Diebe überführt.“

Das wär's wieder mal für heut'.  
Nächstens mehr, Adschüß, ihr Leut'.



# LAPPES

AUS'M MARTINWERK



GEFAHREN DIE SICH OFFEN ZEIGEN  
SIND VORSICHTSHALBER ZU VERKLEIDEN  
DASS MAN, SOOFT MAN WILL UND KANN  
SICHER DRAN VORBEIGEH'N KANN

ES WIRD, WIE MAN ES SIEHT HIER OBEN  
DER LEICHTSINN INS QUADRAT ERHOHEN  
DAS LÄCHEN IST GAR BALD VERSTUMMT  
DER TÄTER NIMMT NOCH VOLL DEN MUND

H. Kalisch

# Pünktlichkeit



ist besser als die schönste Entschuldigung.